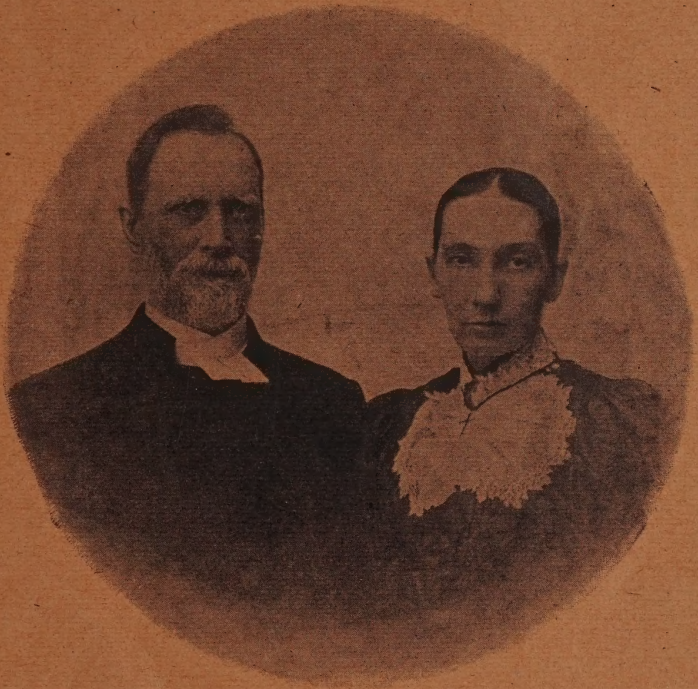
Rec. Tam.-India. Sandegren
No. 4583
LIBRARY
FEB
1914

Sammlung von Missionsschriften (Tamulenmission) Nr. 12.
Herausgegeben von der Evang.-lutherischen Mission zu Leipzig.

Vor dreißig Jahren.

Erinnerungen aus der ersten Zeit meines Missionarslebens.



Missionar Sandegren und Frau.

Mit 8 Bildern.

Leipzig 1901.
Verlag der Ev.-luth. Mission zu Leipzig.

Preis: 20 Pfennige.

In alle Welt!

Mark. 16, 15: „Gehet hin in alle Welt!"

„In alle Welt!" spricht mahnend euer Heiland,
„Geht hin in alle Welt!"
Tragt seinen Namen bis zum fernsten Eiland
Und bis zum letzten Belt!
Ihr sollt das Schifflein ihm zur Ausfahrt rüsten.
Im Dunkel liegen aller Heiden Küsten,
Bis einst auch sie das Licht der Welt erhellt, —
In alle Welt!

Das Licht der Welt erhebt sich nun von Osten,
Es glänzt im Morgenrot,
Ein jeder Jünger steht auf seinem Posten,
Getreu bis an den Tod.
So seid auch heut bei solcher Arbeit wacker!
Kein Körnlein fällt umsonst auf seinen Acker.
Der Knechte Zahl ist klein, doch groß das Feld,
In alle Welt!

Und schickt Gebete aus als Glaubensboten
An Kraft und Siegen reich!
Zu beten hat der Meister euch geboten:
„Es komme, Herr, dein Reich!"
Was wir nicht haben, wird er selber spenden,
Was wir nicht können, wird doch er vollenden,
Auch ins Gebet hat er sein Wort gestellt:
In alle Welt!

Was zögert ihr, das Scherflein ihm zu geben?
S' ist der geringste Dank.
Er gab für uns sein teuerwertes Leben
In heil'gem Liebesdrang.
Kein Einsatz geht in seiner Hand verloren;
Er sitzt am Opferstock vor Tempelthoren.
Legt nicht ins Schweißtuch euer Pfund und Geld!
In alle Welt!

Sein heilig Wort dring in die rohe Masse,
Füll an den Erdenraum!
„In alle Welt!" heißt's auf dem Reisepasse,
Das Senfkorn werd ein Baum.
Und endlich werd in aller Völker Zungen
Des großen Gottes Lieb' und Lob gesungen,
Und jedes Herz sei unters Kreuz gestellt!
In alle Welt!

Aus „Grüß Gott!" von P. D. Kaiser.

Vor dreißig Jahren.

Erinnerungen
aus der ersten Zeit meines Missionarslebens.

Von

C. J. Sandegren,
Ev.-lutherischem Missionar in Schiäli.

Mit 8 Bildern.

Leipzig 1901.
Verlag der Ev.-lutherischen Mission zu Leipzig.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers 3
Vorwort des Verfassers 5
1. Meine Abordnung und Abschied von Leipzig 5
2. Abschiedsbesuch in meinem Heimatland 8
3. Über London nach Madrás 14
4. Meine ersten Bekanntschaften 17
5. Meine erste Heidentaufe 23
6. Vor dreißig Jahren und jetzt 29
   a) Arbeiterpersonal. Stand der Mission daheim und draußen . . 29
   b) Kastenfrage und Pariabewegung 34
   c) Selbständigmachung der Gemeinden, Heidenpredigt, Schulwesen 37

Verzeichnis der Bilder.

Seite

1. Missionar Sandegren und Frau I
2. Senior Kremmer in Madrás 19
3. Miss. Sandegren und sein Schüler Jakob 25
4. Fabrizius-Schule in Madrás 27
5 Das Gebäude der Zentralschule in Schiäli 31
6. Wohnung des Direktors der Zentralschule in Schiäli 33
7. Die Schüler der Zentralschule in Schiäli 36
8. Miss. Sandegren und Bexell mit ihren Gehilfen IV

Vorwort.

Von Land und Leuten, Christen und Heiden sind in unseren Missionsberichten viele ausführliche Nachrichten zu lesen, aber von den Missionaren selbst, die das Werk ausrichten und diese Berichte schreiben, ihrem persönlichen Leben, ihren Leiden und Freuden bekommen die Missionsfreunde daheim viel seltener etwas zu hören, als ihnen lieb ist. Und doch hat dies seinen guten Grund. Jeder Missionar hat eine große berechtigte Scheu, seine Person bei seinen Berichten in den Vordergrund zu stellen. Es könnte dies besonders für jüngere Arbeiter leicht zu einer scheinbaren oder wirklichen Selbstbespiegelung ausschlagen.

Und dennoch — es fehlt uns daheim etwas an einem vollständigen Bilde der Mission, wenn wir nicht wenigstens etwas aus dem persönlichen Leben unserer Sendboten, den Gnadenführungen Gottes, die sie erfahren haben, u. a. kennen lernen. Darum können wir es nur freudig begrüßen, wenn einmal ein in der Arbeit ergrauter Missionar der in der harten Schule des Lebens gelernt hat, sich vor dem ärgsten, Feinde eines Dieners Christi wie jedes Christen, dem geistlichen Hochmut, zu hüten, uns einen Blick in diese uns sonst wenig zugängliche Seite der Mission thun läßt.

Dies ist in den nachstehenden Mitteilungen eines unserer ältesten Tamulenmissionare der Fall. Missionar J. Sandegren, der im Jahre 1869, also vor 30 Jahren, in die Tamulenmission eintrat, giebt uns in denselben einen Rückblick auf die Zeit seiner Aussendung nach Indien und seines ersten Eintritts in die Arbeit. Dabei läßt er nicht bloß manche Schlaglichter fallen auf die damaligen Arbeiter und Verhältnisse daheim und draußen, sondern vergleicht auch die damaligen Zustände der Mission mit den jetzigen, so daß das Ganze zugleich zu einer Beleuchtung des Wachstums des Werkes dient. Ist jetzt auch hier und da die schöne liebliche Frühlingszeit der ersten Missionsliebe geschwunden, so ist die Mission dafür in das Mannesalter heißer und fruchtbarer Arbeit eingetreten.

Einen Teil dieser Artikel hat Missionar Sandegren in der Zeit seiner letzten Heimreise geschrieben. Er war nach seiner schwedischen Heimat zurückgekehrt, um an seinem Teil mitzuhelfen, daß die langjährige Verbindung der Schwedischen Kirchenmission mit der Leipziger Tamulenmission auch ferner fortbestehen möge, wenn auch wegen der veränderten Verhältnisse in Schweden in einer andern Weise wie früher. Seinen Bemühungen ist es mit zu danken, daß eine befriedigende Vereinbarung zwischen der Schwedischen Kirchenmission und dem Leipziger Missions-Kollegium in Aussicht steht. Dieser geschichtliche Hintergrund giebt seinen Erzählungen, die wir teilweise schon im Ev.-lutherischen Missionsblatte abgedruckt haben, aber hier durch wertvolle Zusätze bereichert darbieten, um so größeren Wert, weil sie zugleich ein sprechendes Zeugnis dafür sind, welch festes Band einer innigen persönlichen Gemeinschaft die schwedischen Missionare mit ihren deutschen Brüdern in der lutherischen Tamulenmission verbunden hat. Möge dies Verhältnis auch ferner das gleiche bleiben zum Segen des gemeinsamen Werkes!

Der Herausgeber.

Schiäli, den 21. Nov. 1899.

In meinem alten Tagebuche stehen folgende Worte für den 18. November 1869: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Gestern mittag 12.30 Uhr kamen wir glücklich in Madrás an.“ . . .

Es sind in diesen Tagen also gerade dreißig Jahre, seit ich zuerst hier in Indien ankam und damit das Missionsfeld zum ersten Mal betrat. Es sind verhältnismäßig nicht viele, denen es vergönnt ist, dreißig Jahre im Dienste der Mission zu arbeiten. Da ich dies ganz gegen meine Erwartungen mir zu teil gewordene Glück nicht anders als ein besonderes Zeichen von Gottes Barmherzigkeit ansehen kann, so kann ich nur mit herzlicher, demütiger Dankbarkeit auf die seitdem verflossenen Jahre zurückblicken und fühle mich gedrungen, aus vollstem Herzen die Worte des Psalmisten zu wiederholen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.“ Freilich habe auch ich seitdem mein Teil Mühe und Arbeit in der Mission gehabt. Tage der Not, der Sorge und des Kummers haben mir nicht gefehlt. Doch der Herr hat alles wohl gemacht. Alle Tage meines Lebens ist seine Güte und Treue mir gefolgt auch hier draußen auf dem Arbeitsfelde. Seine Gnade ist jeden Morgen neu gewesen; sie hat manches, was mir Trauer und Thränen verursachte, mir in eine Quelle der Freude und des Segens verwandelt.

Meine Absicht ist nun jedoch nicht, über alle Jahre, in denen ich der Mission angehören und für sie arbeiten durfte, zu berichten. Nur von der Zeit vor dreißig Jahren will ich erzählen, indem ich einige Erinnerungen wieder auffrische von den mir wichtigsten Ereignissen aus jener Frühlingszeit meines Missionarslebens, welcher ich noch jetzt in den Spätherbsttagen desselben mit Freude und Dankbarkeit gedenke. Ich fange deshalb damit an, etwas von den Begebenheiten vor meiner Ankunft in Indien zu erzählen:

1. Meine Abordnung und Abschied von Leipzig.

Der festliche Abordnungsakt fand beim Jahresfeste der Leipziger Mission am 19. Mai 1869 statt und wurde vom Herrn Professor D. Luthardt vollzogen. Vom Missionsfeste selbst brauche ich nicht viel zu sagen, denn es wird alljährlich noch ungefähr ebenso wie vor dreißig Jahren gefeiert. Doch möchte ich einen Unterschied zwischen einst und jetzt bemerken: obgleich diese Mission ihr Missionshaus und ihren Sitz damals schon mehr als zwanzig Jahre in Leipzig gehabt hatte, war doch die Teilnahme an derselben in der Stadt selbst noch sehr gering. In dieser Hinsicht ist es im Laufe der Jahre dort besser

geworden. Die Einwohner Leipzigs und besonders die dortigen Geistlichen zeigen jetzt ein bei weitem wärmeres Interesse für die heilige Sache als vor dreißig Jahren. Die meisten der Festteilnehmer damals waren von andern Orten in und außerhalb Deutschlands gekommen. Ihre Anzahl war ziemlich groß. Denn von Anfang an ist diese Mission ein Vereinigungspunkt lutherischer Christen in verschiedenen Ländern gewesen. Direktor D. Hardeland war kurz zuvor von seiner Visitationsreise in Indien zurückgekehrt, ein Umstand, welcher wahrscheinlich dazu beitrug, eine größere Anzahl von Missionsfreunden zum Fest herbeizuziehen. Das Missionshaus war voll von Gästen, von welchen ich mich besonders erinnere zweier Pastoren Krabbe, des P. Rüdiger und Dr. Lindig aus Mecklenburg, des Pastor Gehring aus Thüringen und des Dr. — nunmehr Professor — Rudin aus Stockholm. Dieser letztere, welchen ich mehrmals in der Heimat getroffen und auch im Missionshaus auf Johannelund bei Stockholm besucht und dabei schätzen und lieben gelernt, war damals Mitglied der Schwedischen Missionsgesellschaft, in deren Dienst ich zunächst stand. Auch er hatte sich in Leipzig als Abgeordneter der obigen Gesellschaft eingefunden. Für mich war es natürlich eine große Freude, einige Tage mit diesem meinem Landsmanne zusammenzusein.

Das eigentliche Missionsfest fing mit dem Gottesdienste in der Nikolai-Kirche an. Abt D. Uhlhorn aus Hannover hielt eine köstliche Predigt über 1. Kor. 1, 23. 24. Der klare, einfache, in jeder Hinsicht vortreffliche Stil, der seine seitdem herausgegebenen gediegenen Werke so vorteilhaft auszeichnet, war auch in dieser Predigt bemerkbar. Doch vor allem war es der aus der Tiefe des Wortes geschöpfte reiche und köstliche Inhalt, welcher einen tiefen Eindruck auf alle Zuhörer und nicht am wenigsten auf mich machte.

Nach Schluß der Predigt trug Direktor Hardeland seinen Jahresbericht vor, in welchem er von seiner Visitation in Indien und den Ergebnissen derselben sprach. Er schloß mit dem kräftigen Zuruf an seine Hörer wie an die ganze Missionsgemeinde: „Wir dürfen, wir können nicht zurückgehen!"

Nach dem Gesang einiger Verse folgte darauf meine Abordnung. Der hochverehrte, berühmte Universitätslehrer D. Luthardt, der sie vollzog, betonte in seiner Abordnungsrede über die Worte des Herrn an den Apostel Paulus: „Ich will dich ferne unter die Heiden senden", (Apostelgesch. 22, 21) besonders die Wahrheit, daß es der Herr ist, der seine Boten aussendet zu den Heiden, und zeigte, welch reichen Trost und ernste Mahnung dies für die Missionare enthält. Mit Gebet und Einsegnung, wobei Direktor D. Hardeland und Professor Rudin assistierten, schloß der feierliche für mich unvergeßliche Akt.

Als ich hernach in die Sakristei kam, wurde ich von lieben Freunden, welche sich dort eingefunden, herzlich beglückwünscht. Dies war sehr ergreifend, aber nichts ging mir so zu Herzen, als wie mein lieber Freund Kandidat August Wilken mich mit Thränen in den Augen umarmte und mir Segen wünschte. Auch er hatte Missionar

in Indien werden wollen. Wir hatten längere Zeit uns zusammen im Missionshause zu Leipzig für unsern Beruf vorbereitet. Ein langwieriges, schweres Leiden zwang ihn jedoch, seinen Lieblingswunsch aufzugeben und in Deutschland zu bleiben. Später wurde er Pastor in seiner Heimat Mecklenburg, wo er noch in reichem Segen arbeitet.

Als ich ins Missionshaus zurückkehrte, erhielt ich unerwartet ein Telegramm von einigen teuren Freunden in Upsala, welche mir ihre Segenswünsche mit Hinweis auf einige passende Bibelsprüche sandten. Von diesen Upsala-Freunden sind einige — Probst Ulff und dessen Frau — schon längst vom Herrn heimgerufen; andere haben sich im Laufe der Jahre zurückgezogen. Ein Glied des alten Upsala-Vereins jedoch ist noch übrig, treu und unermüdlich, unserer teuren Tamulen-Mission seine Liebe zu beweisen und für sie zu arbeiten. Die Depesche, welche ich wie ein Kleinod wohl verwahrt habe, ist noch in meinem Besitz und dient oft, besonders wenn ich die darin angeführten Bibelstellen betrachte, dazu, mich zu ermuntern und zu trösten, auch führt sie meine Gedanken immer wieder zurück zu jener Zeit „vor dreißig Jahren".

In Verbindung mit dem Leipziger Missionsfest wurde damals, wie wohl auch jetzt noch geschieht, eine Pastoral-Konferenz gehalten, wobei man manchen gediegenen, lehrreichen Vortrag mit nachfolgender lebhafter Diskussion zu hören Gelegenheit hatte. Das Beste und mir Interessanteste dabei war ein Vortrag von Pastor Lic. theol. Lehmann, (jetzt Pfarrer in Zwenkau) über „die Presse und wie der Geistliche sich ihr gegenüber verhalten muß".

In den folgenden Tagen packte ich meine Sachen und machte einige Abschiedsbesuche — wie beim Oberpostmeister Röntsch, den Professoren D. Keil, D. Delitzsch, D. Luthardt, Dr. Lindner, Pastor D. Ahlfeld, Madame Schulze (Lehrerin des Englischen) u. a. m. Alle waren sehr freundlich gegen mich und gaben mir ihre besten Segenswünsche mit auf den Weg. Von einigen erhielt ich wertvolle Bücher, teilweise ihre eignen Werke zum Andenken oder zur Reiselektüre. So vergingen die letzten Tage in Leipzig ziemlich schnell. Am 31. Mai, dem Tage meiner Abreise, früh am Morgen öffneten die Missionszöglinge leise die Thür meines Zimmers und weckten mich mit einem Abschiedsliede, wofür ich ihnen mit einigen Worten dankte und ihnen und mir das Wort des Apostels in Ebr. 12, 15 ans Herz legte. Die für alle Hausgenossen gemeinsame Morgenandacht wurde von Direktor Hardeland im großen Eßsaal gehalten; er verlas dabei den 91. Psalm und hielt ein warmes, herzliches Gebet. Wunderbar und ergreifend war es, diesen starken Mann zu Thränen gerührt zu sehen, als er mich und meinen Weg des Herrn Schutz und Schirm anbefahl. Als alles zum Aufbruch bereit war und ich einem jeden der zu Hause Bleibenden die Hand zum Abschied gereicht hatte, zogen alle übrigen, welche abkommen konnten, mit dem Direktor an der Spitze nach dem Bahnhofe, wo auch einige mir befreundete deutsche Studenten sich eingefunden hatten. Alle nahmen herzlich Abschied von mir. Direktor Hardeland sagte noch im letzten Augenblicke: „Ich kann Sie versichern,

wir alle haben Sie herzlich lieb." Mit diesem Eindruck und dieser Gewißheit verließ ich Leipzig.

Diese Gewißheit ist trotz aller Veränderungen dieselbe geblieben, oder vielmehr: sie ist durch eine mehr denn dreißigjährige Erfahrung nur noch gewisser und fester geworden. Es ist mir eine Freude, bezeugen zu können, daß ich während der ganzen Zeit, seitdem ich im Dienste dieser Mission stehe, viel unverdiente Liebe erfahren habe sowohl von meinen Vorgesetzten in Leipzig, als auch von meinen deutschen Mitarbeitern hier draußen auf dem Missionsfelde. Diese unverdiente Gabe, ein Zeugnis von ihrer Geduld und auch von Gottes Freundlichkeit, ist nicht das geringste Gut, das mir in der Mission zu teil geworden ist und wofür ich zu danken habe. Ich habe mich in dem Kreise, in welchen, wie ich glaube, der Herr mich gestellt hat, stets wohl gefühlt. Dankbaren Herzens gedenke ich deshalb auch der Zeit, da ich in diesen Kreis eintrat, der Zeit vor dreißig Jahren.

2. Abschiedsbesuch in meinem Heimatlande.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, der letzte des in unsern nordischen Landen so lieblichen Wonnemonat Mai, als ich von Leipzig abreiste. Ich hatte das herrlichste Frühlingswetter für meine Reise. Die ganze Natur in den Gegenden, welche ich durchreiste, stand in ihrem schönsten Frühlingsschmuck. Auch in meinem Innern war Frühlingsstimmung. Hatte ich doch eben den herrlichen Beruf, des Herrn Bote an die Heiden zu werden, erhalten und war kurz vorher mit vielen herzlichen Gebeten zu diesem meinem Beruf feierlich eingeweiht worden. Mit freudiger Hoffnung trat ich nun die lange Reise nach Indien an. Doch ungemischt konnte ja auch diese Freude nicht sein. Nachdem ich soeben Leipzig und allen Lieben dort Lebewohl gesagt, galt es noch vom Vaterlande und allen dortigen Freunden und Angehörigen Abschied zu nehmen, ein Abschied, der, wie ich damals dachte, für's Leben sein sollte. Abschiednehmen aber und Scheiden thut weh. Doch das ist eben etwas, womit wir Missionare ganz besonders vertraut werden müssen. Ist doch unser Leben ein fast beständiges Abschiednehmen und Scheiden, wie ich auch selbst habe erfahren müssen. Denn wie oft und wie vielen habe ich in diesen dreißig Jahren schon Lebewohl gesagt. Dieses beständige Losreißen festgeschlungener, zarter Bande ist nicht das am wenigsten Schwere in unserm schweren, aber doch herrlichen Berufe. Doch der Herr sei gelobt! Er hilft uns auch hierin, indem Er uns dazu Willigkeit und Kraft giebt. Und nicht nur das: Er giebt manchmal auch jetzt, wie vormals, denen, die auf seinen Befehl hin ausziehen, in der Fremde reichen Ersatz für das, was sie daheim zurückließen.

Das erste Ziel meiner Reise, nachdem ich Leipzig verlassen, war mein Heimatland Schweden, wo ich einen Abschiedsbesuch machen wollte. Deshalb schlug ich die Richtung nach Norden ein. Dabei gereichte es mir zu großer Freude, daß ich anfangs eine Strecke weit liebe schwedische Reisegesellschaft hatte. Der junge Graf Adolph Stackelberg, mein früherer Schüler, Sohn des frommen Grafen Stackel-

berg auf Stensnäs, der zu dieser Zeit in Deutschland war, dann im deutsch-französischen Kriege in die preußische Armee eintrat und vor Paris mitkämpfte, hatte mich im Missionshause zu Leipzig aufgesucht. Ein anhänglicher, feiner, wohlerzogener Jüngling wie er war, hatte ich ihn herzlich lieb, und seine Gesellschaft und Unterhaltung bereitete mir sehr große Freude. Zwei Jahre hatte er unter meiner Leitung gestanden. So gut ich es verstand und vermochte, hatte ich als sein Lehrer ihn unterrichtet und geleitet. Diese Gelegenheit, die ich noch in der letzten Stunde hatte, mit ihm zu sprechen und ihm meine letzten Ratschläge und Ermahnungen zu erteilen, war mir sehr teuer.

Bis Halle genoß ich die angenehme Gesellschaft des jungen Grafen Stackelberg. Nachdem er mich hier verlassen hatte, um nach Leipzig zurückzukehren, setzte ich meine Reise bis nach Schwerin fort, wo ich Freund Wilkens Schwager, Dr. Lindig, aufsuchte, in dessen lieber Familie ich einen schönen Abend verbrachte. Von Schwerin ging's am nächsten Tage weiter über Lübeck, Kopenhagen, Malmö nach Lund.

Daß ich an Lund nicht vorüberfahren konnte, war natürlich, hatte doch Missionar Anders Blomstrand, den ich bald in Indien zu treffen hoffte, hier seine alte Heimat. Hier wohnten noch seine alte Mutter, Bruder, Schwester und sein junger Sohn, unser jetziger Missionar Theodor Blomstrand, die ja alle frische Grüße durch mich nach Indien senden wollten. Aber auch aus andern Gründen blieb ich einige Tage in Lund. Von allen Orten meines Heimatlandes hat diese südschwedische Universitätsstadt von alters her in inniger Verbindung mit unsrer Tamulen-Mission gestanden. Von uns neun schwedischen Missionaren, die wir hier gearbeitet haben, seit Glasell, der erste schwedische Tamulenmissionar, die Mission verließ (1850), haben nicht weniger als acht in Lund studiert. Das Interesse für unsere Tamulen-Mission ist hier alte Tradition. Die Lunder Missionsgesellschaft und deren Freunde rings umher im Lande haben sich stets als treue Freunde unsrer Mission erwiesen und dieselbe nach Kräften unterstützt. Es war mir deshalb eine besondere Freude, bei diesem meinem Besuche in Lund an dem dortigen Missionsfeste teilnehmen zu dürfen, wozu ich eingeladen worden war. Das Missionsfest fing am 7. Juni an und dauerte zwei Tage. Ich hatte die Predigt zu halten und sprach über den Text: Hagg. 1, 2—6. Danach kamen die Glieder des Missions-Komitees zusammen bei Pastor Lundgren, wobei auch ich zugegen sein durfte. Hier traf ich die Pastoren Colliander und Bring (von welchen letzterer jetzt pensionierter Professor ist), die viele Jahre die Pfeiler dieser Missionsgesellschaft gewesen sind. Hier sah ich auch zum ersten Mal den jetzigen Bischof von Lund: Billing. Er war damals ein junger Docent und hatte eben seine segensreiche Lehrthätigkeit an der Universität begonnen. Eine Frucht dieser Thätigkeit kommt auch unsrer tamulischen Kirche zu gute durch die von mir in's Tamulische übersetzte Katechismuserklärung von Bischof Billing. Durch diese seine Arbeit hilft er auch die tamulische Tochterkirche hier in Indien bauen und befestigen.

Am folgenden Tage kamen die Missionsfreunde im alten Missionshause zusammen, wo Pastor Colliander als Vorsitzender die Versammlung mit Gebet und kurzer Ansprache eröffnete. An der darauffolgenden Besprechung der zweiten Bitte beteiligten sich besonders die Pastoren Welinder und Bring nebst Docent Billing. Es wurde dabei hauptsächlich von Pastor Bring hervorgehoben, daß wir bei dieser Bitte nicht so ausschließlich, wie viele sonst gute Christen daheim zu thun pflegen, nur an uns selbst denken und unsre eigene Seligkeit suchen, sondern den Blick erweitern und für das Kommen des Reiches Gottes im allgemeinen beten und arbeiten sollen.

Meine nächste Haltestation auf der Reise war Gotenburg, eine Stadt, von der ich vor andern viele liebe Erinnerungen besitze. Mehrere in meinen Lebenslauf tief eingreifende Ereignisse knüpfen sich an diese „Gustav-Adolfs-Stadt" an der Westküste Schwedens. Hier hatte ich als junger Schüler unter den Rektoren Trana und Heurlin meine Schulbildung und Vorbereitung für die Universität erhalten. Hier war ich auch nach vollendeten Universitäts-Studien von dem frommen, ehrwürdigen Bischof Björck zum heiligen Predigtamt ordiniert worden. Auch war in Gotenburg während meiner dortigen Schulzeit der erste Gedanke, Missionar zu werden in meinem Herzen geweckt worden. Der Domprobst Wieselgren, derselbe Gottesmann, der durch seine Predigt in der Domkirche Lunds viele Jahre vorher den Ruf des Herrn an meinen treuen Freund und vieljährigen Mitarbeiter auf dem Missionsfelde Ouchterlony übermittelt hatte, war es, den Gott benutzte, um auch in meine junge Seele das Samenkorn zu streuen, aus dem später durch Gottes wunderbare und gnädige Führung mein Missionarsberuf hervorging. Auch hier war es durch eine Missionspredigt im Dom, wodurch der Domprobst den Ruf des Herrn ausgehen ließ. Doch kam dieser Ruf an mich in andrer Weise als an Freund Ouchterlony. Ich war nämlich nicht selbst in der Kirche, als der Domprobst predigte, und habe jene für mich so wichtige Predigt weder selbst gehört, noch gelesen. Wunderbar sind fürwahr die Mittel und Wege, welche der Herr gebraucht! Manchmal ist es genug, ein kleines Wort auszusprechen oder einen Gedanken laut werden zu lassen, um ein Menschenherz in Bewegung zu setzen und darin wichtige, für das ganze Leben entscheidende Beschlüsse und Veränderungen zu wirken. Und auf welch wunderbaren Umwegen läßt uns nicht der Herr bisweilen seinen Gnadenwillen kund thun! Es gereicht mir freilich wenig zur Ehre, wenn ich jetzt bekenne, daß ich damals, obschon ich in einer der höchsten Klassen des Gymnasiums lernte, von der Mission gar nichts wußte. Virgilius und Livius, Homer und Herodot hatte ich gelesen und wußte darin ziemlich gut Bescheid. Von den alten Heiden, ihren Göttern und Gottesdiensten wußte ich ziemlich viel, von den Heiden und dem Heidentum unsrer Tage jedoch wußte ich so gut wie nichts. In der Weltgeschichte erhielt ich das beste Zeugnis; von den Kriegen der verschiedenen Völker konnte ich wohl Rechenschaft geben, aber von dem heiligen Kriege der Mission war mir

absolut nichts bekannt. Weder in der Schule, noch bei dem Konfirmandenunterrichte kann ich mich erinnern, je darauf aufmerksam gemacht worden zu sein. Missionsblätter und Missions-Schriften waren, soweit ich mich besinnen kann, mir bis dahin nie vor die Augen gekommen. In der Stadt gab es freilich eine Missionsgesellschaft. Der alte Missionsveteran, Dr. Fjellstedt lebte und wirkte hier. Domprobst Wieselgren und seine Gesinnungsgenossen hielten auch von Zeit zu Zeit Missionsstunden. In den Kreisen aber, wo ich verkehrte, gab es nicht nur kein Interesse für die Mission, sondern sogar Furcht davor und Abneigung dagegen. Alles, was Mission hieß, wurde als etwas Sektiererisches und Gefährliches verworfen. Auch die ernsten Christen, mit denen ich zusammentraf, warnten davor.

Als Domprobst Wieselgren jene Missionspredigt im Dome hielt, war ich, wie gesagt, nicht zugegen. Daß ich doch davon erfuhr und einen tiefen unvergeßlichen Eindruck erhielt, das habe ich einem Manne zu danken, dessen verehrten Namen hier zu erwähnen ich nicht unterlassen kann. Es war der wegen seiner großen Tüchtigkeit und stillen aufrichtigen Frömmigkeit allgemein geachtete Stadtmäkler Janne Leffler. Als Mitschüler und Freund seines ältesten Sohnes hatte ich zu dem Lefflerschen Hause Zutritt erhalten und genoß das große Glück, meine Sonntage dort zubringen zu dürfen. Es war an einem solchen Tage, Sonntag Abend; daß ich zum ersten Mal in meinem Leben auf die Mission ernstlich aufmerksam gemacht wurde, als Herr Leffler, welcher in der Domkirche die Predigt des Domprobstes gehört hatte, nach seiner Rückkehr in seiner Familie davon erzählte. Es war besonders die Klage des Domprobstes über unser schwedisches Volk und unsre lutherische Kirche daheim, daß, während andre Völker, zumal die Engländer so viel thäten, um Gottes Reich unter die Heiden zu bringen, wir Schweden ruhig daheim säßen, ohne uns um das Werk zu kümmern — (außer den drei Tamulen-Missionaren Ouchterlony, Blomstrand und Rydén gab es damals keine schwedischen Missionare). — Es war besonders diese Klage und Anklage, die mein Herz und Gewissen traf und mich gleichsam zwang, mich für das Werk des Herrn anzubieten: „Herr, hier bin ich, sende mich!" Wollte kein andrer von meinen Landsleuten sich der Heiden erbarmen und zu ihnen gehen, so wollte ich doch hinausziehen — das stand in diesem Augenblicke lebendig vor meiner Seele und war mein Wunsch und Entschluß.

Dieser erste Gedanke freilich wurde nicht sofort ausgeführt, konnte es auch nicht werden. Es kamen danach Zeiten, wo der Missionsgedanke wegen vieler Schulaufgaben und Studien zurückgedrängt wurde und in der Tiefe des Herzens wie begraben lag. Es kamen auch Zeiten, wo ich den wieder erwachenden Gedanken, Missionar zu werden, als eine gefährliche Versuchung des bösen Feindes ansah und mit aller Gewalt kämpfte, um diesen Gedanken zu unterdrücken und zu verjagen. Doch Gottes Gnade und Treue war größer als meine Thorheit. Er führte mich doch zuletzt dahin, daß ich zu den Heiden hinausziehen durfte, wofür ihm sei Lob und Dank jetzt und in Ewigkeit!

Als ich nun in Gotenburg meinen Abschiedsbesuch machte, war es mir leider nicht vergönnt, den verehrten Domprobst Wieselgren zu sehen. Wahrscheinlich war er damals von der Stadt abwesend. Von Indien aus schrieb ich ihm noch einmal, und er hatte die Güte, mein Schreiben zu beantworten. Außerdem veranlaßte er die Missionsgesellschaft in Gotenburg, mir ein schönes Harmonium zu schenken, welches dann unsren Kirchen in Madrás und Madura viele Jahre lang gute Dienste leistete, und an letzterem Orte noch jetzt benutzt wird.

Daß es zu jener Zeit vor dreißig Jahren nicht viel Missions-Interesse in Gotenburg gab — wenigstens nicht unter denen, mit welchen ich in Berührung kam — ist schon erwähnt worden. Und nicht anders stand es im ganzen Bistum Gotenburg überhaupt. Die Pastoren und Lehrer, „die das Ansehen hatten", und zu welchen ich in großer Ehrerbietung aufschaute, hatten wenig Sympathie für „mein ungewöhnliches Unternehmen". Einige bezweifelten meine Aufrichtigkeit, was sie mir auch zu verstehen gaben. Andre weniger Mißtrauische suchten mir abzuraten und mich zu bewegen, daheim zu bleiben: „Weshalb nicht in der Heimat bleiben, da wir doch auch hier Pastoren so nötig haben? Weshalb zu den Heiden in Indien gehen, da es noch in unserm eignen Lande so viel Heidentum giebt?" so sprachen sie und bedachten nicht, daß in der Heidenwelt die geistliche Not und der Mangel an Verkündigern des Wortes Gottes viel größer sei als in der alten Christenheit, zumal in unserm schwedischen Vaterlande. Einige gab es aber auch, die meinen Entschluß, Missionar werden zu wollen, billigten, ja, die sich darüber freuten. —

Wie es jetzt ist, weiß ich nicht, aber damals war der Missionar in den Augen vieler Frommen von einer gewissen Apostelglorie umgeben. Wie jung und unerfahren er auch sein mochte, sie stellten sich ihn vor als einen über allen anderen Christen in geistlicher Erkenntnis, Reife und Gottseligkeit hochstehenden Mann. Zu ihm hatten sie deshalb volles Vertrauen und vor andern hofften sie von ihm Ratschläge in ihren Seelenangelegenheiten zu erhalten. Wie wenig ich diesen hohen Vorstellungen von mir auch entsprach und wie ungeschickt ich junger, unerfahrner Mann auch war, andern in ihren Seelenkämpfen und -nöten zu raten, so wurde ich doch damals darum gebeten. Besonders erinnere ich mich einer älteren Frau, die in dieser Absicht mich aufsuchte, als ich von Gotenburg aus meine alte Heimat auf einige Tage besuchte. Die gute Frau litt an schweren Anfechtungen und hatte schwere Sorgen wegen ihres und ihres Mannes Seelenzustandes. Und dieser Angefochtenen sollte ich jetzt helfen! Ohne mich viel mit ihr einzulassen, riet ich ihr, zu ihrem eigenen Pastor zu gehen, einem frommen Manne und erfahrenen Seelsorger, der jedenfalls viel besser als ich ihr helfen konnte. Bei jenem Besuch in meinem Vaterhause wurde ich von einem armen Manne aus der Nachbarschaft, einem sogen. „Leser" aufgesucht. Leser werden in Schweden die frommen Leute manchmal genannt, weil sie Gottes Wort fleißig lesen. Dieser Mann war in der That ein rechter Leser und verdiente diesen ehrenvollen

Namen wohl. Denn er las fleißig Gottes Wort nicht nur in seinem Hause an Sonntagen, sondern auch in der Woche. Er hatte nämlich die Gewohnheit, während seine Mitarbeiter die Ruhestunden zur Mittagszeit zum Schlafen benutzten, sich in eine Ecke zurückzuziehen, um Gottes Wort zu lesen und zu beten. Natürlich wurde er von den andern wegen seiner Frömmigkeit viel verspottet, was er aber ohne die geringste Bitterkeit trug. Weil er ein aufrichtiger Leser war, so war er auch ein rechter Hörer und fleißiger Kirchgänger. So war er auch in der Kirche gewesen, als ich einige Jahre vor diesem unserem Zusammentreffen mit vor Furcht bebender Stimme meine erste Predigt in der dortigen Kirche hielt. Von jener Predigt war mir, als ich den Mann traf, wenig im Gedächtnis geblieben; jetzt erinnere ich mich aus derselben nur des Spruches in der Einleitung Joh. 6, 27: „Wirket Speise, nicht die vergänglich ist, sondern die da bleibet in das ewige Leben u. s. w.“ Aber was ich selbst vergessen hatte, hatte dieser liebe Mann in seinem Herzen bewahrt. Wie überraschend und zugleich aufs tiefste demütigend war es für mich, als er einige meiner Worte aus jener Predigt wiederholte und mir dankte für den Segen, den er davon gehabt hätte. Nachdem wir lange miteinander gesprochen und auch gemeinsam Gott für seine große Gnade gedankt, nahm er unter Thränen von mir Abschied, wobei er mit tiefster Rührung meine Hände faßte und küßte. Und ich — ja ich hatte noch mehr zu danken, denn dies Zusammentreffen mit jenem frommen, schlichten Manne hat mir zu großer Ermunterung und zum Segen gereicht.

Den letzten Abend in Schweden vor meiner Abreise nach Indien verbrachte ich mit einem von mir hochverehrten teuren Freunde, Oberlehrer (später Bischof) Ullmann, in der Wohnung seiner frommen Mutter, wo ich auch die junge Braut meines Freundes, sowie zwei seiner Brüder traf. Musikalisch wie diese Familie ist, wurde auch an jenem Abend bei der Probstin Ullmann viel gesungen und musiziert. In meinen Ohren klingt noch immer das schöne Lied, welches mein lieber Freund und seine Braut zweistimmig sangen: „Laßt mich gehen, laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen“ u. s. w. Und mit diesem Ziele vor Augen und mit dieser Sehnsucht im Herzen, Jesum zu sehen, wandern wir noch alle unsre verschiedenen Lebenswege, sie dort im hohen kalten Norden, ich hier im sonnenverbrannten heißen Süden.

In der Frühe des Johannestages 1869 reiste ich mit dem englischen Dampfer „Mary“ nach England ab. Im Hafen war noch alles still, denn die Tagesarbeit hatte noch nicht begonnen. Die langgestreckten Ufer bei der Ausfahrt von Gotenburg waren noch menschenleer, nur auf einer Stelle „Klippan“ sah ich Leben. Dort standen alte Bekannte und Freunde, die Familie Gerle, alt und jung, und winkten mir ein letztes Lebewohl mit ihren Tüchern zu. So lange noch etwas von der schwedischen Küste in Sicht war, blieb ich auf Deck stehen und schaute nach ihr hin. Das Dampfschiff ging aber, nachdem es das offne Meer erreicht hatte, schnell vorwärts. Bald war nichts mehr vom lieben alten Vaterlande sichtbar. Getrennt von der

Heimat und allen dort zurückgelassenen teuren Freunden stand ich allein auf dem Schiffe. Doch nein, ich war nicht allein, denn er, in dessen Namen ich hinauszog, um ihm im fernen Heidenlande zu dienen, war bei mir.

3. Über London nach Madrás.

Die Reise nach Ostindien ging damals noch über London und ums Kap der guten Hoffnung. Ehe ich mich in London einschiffte, hatte ich Zeit und Gelegenheit, mich in der großen Weltstadt ein wenig umzusehen. Was mich in London am meisten interessierte und deshalb sich meinem Gedächtnis am tiefsten eingeprägt hat, waren nicht seine vielen Sehenswürdigkeiten — obschon ich auch diese, so weit die Zeit es erlaubte, besichtigte, — sondern einige im Reiche Christi und der Mission thätige und einflußreiche Männer, welche ich dort kennen lernte. Unter diesen Londoner Freunden, denen ich viel zu verdanken habe, möchte ich vor allen den deutschen Hofprediger D. Schöll und den schwedischen Pastor Soedberg erwähnen.

Ersterer, welcher im vorigen Jahre starb, (Missbl. 1899, S. 287) war damals Pastor an der alten Savoy-Kirche. Es giebt wohl kaum einen unter unseren älteren Leipziger Missionaren, der nicht in London D. Schöll's Bekanntschaft gemacht und von diesem lieben, ehrwürdiger Manne Gutes genossen hätte. Als gemütlicher Württemberger, deutschen Theologe, vieljähriger Bewohner Londons und warmer Missionsfreund hatte er, wie kaum ein anderer, gerade die nötigen Eigenschaften, um jungen durchreisendenden Missionaren ihren Aufenthalt in London recht interessant und nützlich zu machen. Denn er konnte ihnen nicht nur lehrreiche Einblicke in die eigentümlichen Erscheinungen im religiösen, kirchlichen und bürgerlichen Leben Englands geben, sondern sie auch vertraut machen mit den dortigen besonderen Sitten und Verhältnissen Mir bezeugte D. Schöll sein Wohlwollen auch dadurch, daß er mir ein passendes Logis in einer Familie verschaffte, wo ich gute Gelegenheit hatte, mich im Englischen zu üben. Auch bestritt er alle Kosten meines Unterhaltes daselbst. Wenn seine Zeit es erlaubte, führte er mich umher innerhalb und außerhalb dieser großen Weltstadt und machte mich auf das Beachtenswerteste aufmerksam.

P. Soedberg war damals schwedischer Legationsprediger in London. Zu ihm, als meinem Landsmann, fühlte ich mich besonders hingezogen. Aber auch in seiner ganzen Persönlichkeit und seinem Auftreten fand ich vieles, was mich anzog. Er war ein Mann mit guten gediegenen Kenntnissen, weitem Blick, gesundem Urteil und viel Humor, der sich besonders in seinem vertrauten Familienkreise geltend machte. Vieler angenehmer Stunden in seinem gemütlichen Pfarrhause gedenke ich noch mit Dankbarkeit.

Die lutherischen Pastoren in London kamen damals regelmäßig einmal im Monat zusammen zu einem Bibelkränzchen. Durch Pastor Soedberg bekam ich Gelegenheit, einem solchen Kränzchen beizuwohnen bei D. Wallbaum, Hofprediger und Pastor am großen, deutschen Krankenhause in London. Unter den dort zusammenkommenden Pastoren

traf ich auch einen alten indischen Missionar, Pastor Kübler, der früher in der Londoner Mission 9 Jahre lang in Madrás gearbeitet hatte. Obschon von Haus aus württembergischer Lutheraner war er durch den bekannten Missionar Lechler in Salem zu dieser Mission der englischen Independenten gekommen. Seine Erfahrungen, die er in dieser Mission gemacht hatte, schienen aber nicht besonders erfreulich zu sein. Er klagte viel darüber, daß die Arbeit ihrer Missionare, weil diese völlig unabhängig voneinander arbeiten, oft ohne allen Zusammenhang und Halt ist und deshalb fruchtlos bleibt.

Jenes Kränzchen bei D. Wallbaum wurde von diesem auf vortreffliche Weise geleitet. Er las dabei und erklärte das 15. Kap. der Apostelgeschichte, wobei er besonders betonte, daß wir die Gerechtigkeit der Pharisäer und ihr strenges Halten auf Rechtgläubigkeit nicht als lauter Heuchelei und Scheinwesen ansehen dürfen. Das Exempel Pauli zeige, daß es auch bei ihnen ein ernstes, wenn auch irregeleitetes und irregeführtes Streben nach Gerechtigkeit geben könne.

Durch die Vermittlung Soedbergs traf ich auch mit zwei andern nordischen Pastoren in London zusammen, nämlich mit den Seemanns-Missionaren Nilsen aus Dänemark und Storjohann aus Norwegen. In den Gottesdienstlokalen beider durfte ich Ansprachen an die Seeleute halten und erhielt von diesen manchen kräftigen Handschlag nebst guten Wünschen für Reise und Amt.

Als ich in London ankam, war die Zeit der jährlichen, großen religiösen Festversammlungen schon vorüber. Durch den freundlichen Missionar Hunt, der früher in der englischen Kirchenmission (C. M. S.) in Nordamerika gearbeitet hatte, bekam ich aber Gelegenheit, zwei kleineren Festen in seiner Gesellschaft beizuwohnen. Das erste von diesen war eine Schulfeier, Preisverteilung, im Kinderheim dieser Mission. Unter den Rednern, welche hier auftraten und Ansprachen hielten, war auch ein vom Muhammedanismus bekehrter junger Mann, namens Mustafa. In elegantem, fließenden Englisch sprach er von den wunderbaren Wegen des Herrn, wie sie sich in seinem eignen Leben geoffenbart hatten. Von muhammedanischen Eltern in Palästina geboren, während einer schweren Hungersnot von seiner eignen Mutter verkauft, war er nach einem wechselvollen Leben nach London gekommen und dort zum Christentum bekehrt worden. Nachdem er eine christliche Erziehung und die für seinen Beruf nötige Ausbildung erhalten, warer nunbereit, hinauszuziehen, um seinen muhammedanischen Landsleuten das Evangelium zu predigen.

Das andere Fest, an dem ich teilnehmen durfte, war eine Abschiedsfeier im Missionsseminar der englischen Kirchenmission im Stadtteile Islington. Von den damals ausgesandten zehn jungen Missionaren war einer für Westafrika, vier für China und fünf für Indien bestimmt. Es war in vieler Hinsicht ein schönes Fest. Viele erbauliche Ansprachen wurden gehalten und manches gute Wort der Mahnung, Warnung und des Trostes wurde den ausziehenden jungen Missionaren ans Herz gelegt. Der Leiter des Festes war der Sekretär (Direktor) der Missionsgesellschaft, der bekannte und mit Recht oft ge-

rühmte Henry Venn — ein trefflicher Mann, der viele Jahre lang mit seltenen Gaben und noch seltnerer Treue und Hingebung seiner Missionsgesellschaft gedient hat. Ich freute mich natürlich nicht wenig, diesen Mann begrüßen zu dürfen. Als ich als schwedischer Missionar ihm vorgestellt wurde, nahm er mich sehr freundlich auf. Als ich aber auf seine Frage, in welcher Mission ich arbeiten wolle, die Leipziger Mission nannte, war es, als ob der gute Mann von einer Schlange gestochen worden sei. Sein Benehmen änderte sich plötzlich, und er behandelte mich nicht nur unfreundlich, sondern beleidigend, so daß ich mit nichts weniger als freudigen Gefühlen von dem Fest zurückkehrte. Übrigens war dies weder das erste, noch das letzte Mal, daß ich wegen meiner Verbindung mit Leipzig scheel angesehen worden bin. Denn obschon das allgemeine Urteil über unsre Mission mit der Zeit milder und gerechter geworden ist, so sind wir uns doch wohl bewußt, daß wir in englischen und andern Missions-Kreisen nicht besonders populär und beliebt sind. Während einige uns für „tote Orthodoxe“ und überstrenge Konfessionelle halten, meinen andre, wir seien bekenntnisscheue, untreue Lutheraner. Einige beschuldigen uns in bezug auf die indische Kaste zu tolerant zu sein, andere dagegen klagen über unsere Exklusivität u. s. w.

Was wollen wir nun zu diesen harten Anklagen sagen? was thun? Wir wollen trotz alles Geschreies von rechts und links treu bei dem bleiben, was wir aus Gottes Wort als richtig für Lehre und Praxis gefunden haben. Aber wir wollen uns nicht verschanzen hinter einer vornehmen Selbstzufriedenheit, sondern uns gern demütigen und, wo wir gefehlt haben, Buße thun. Ich habe in diesen dreißig Jahren viele Missionen kennen gelernt, aber noch keine, die mir besser zu sein scheint, als unsere eigne, und ich bekenne deshalb von Herzen: „Leipzig Mission, with all thy faults, I love thee still!“ (Leipziger Mission, mit allen deinen Fehlern, ich liebe dich doch.)

Als ich vor dreißig Jahren London besuchte, stand der berühmte Baptisten-Prediger Spurgeon auf der Höhe seines Ruhms. Spurgeon predigen hören wurde für einen Fremdling für ebenso wichtig angesehen wie ein Besuch in der Westminster-Abtei, Kew Gardens oder Madame Tousseau's Wachskabinett. Jedenfalls war die Gelegenheit, Spurgeon zu hören, mit mehr Schwierigkeiten verbunden als die Besichtigung der obenerwähnten Sehenswürdigkeiten. Denn obschon seine Kirche („Tabernacle“) mehrere Tausende von Zuhörern faßte, war es für einen Fremdling ohne Hilfe eines Gemeindegliedes oder Londoner Freundes fast unmöglich, hineinzukommen und Platz zu finden. Man hatte mir zwar abgeraten, allein hinzugehen und einen Versuch, hinein zu gelangen, zu machen. In der Hoffnung aber, daß „das Glück dem Kühnen hold sein werde“, ging ich eines Sonntag nachmittags, wo Spurgeon predigen sollte, hinaus, um ihn zu hören. Diesmal bewahrheitete sich das Sprichwort wirklich. Ein Engländer, den ich in dem großen Gedränge vor der Kirchthür um Rat fragte, wie ich wohl in die Kirche hineingelangen könne, war freundlich genug, mich

auf einem Nebenwege hineinzuführen und mir einen guten Platz anzuweisen. Der gute Mann glaubte, ich sei ein schwedischer Baptist und war nicht wenig erstaunt, als ich ihm erklärte, ich sei kein Glaubensbruder von ihm, sondern ein lutherischer Pastor. Lieb war es mir indessen, einmnl Spurgeon hören zu können. Denn seine Predigt über den Glauben war vortrefflich und machte einen gewaltigen Eindruck. Spurgeon zeigte sich als Meister in der Predigt nach Inhalt und Form. Er hatte sich offenbar gründlich auf seine Predigt vorbereitet. Die Hauptgedanken derselben hatte er auf ein Blättchen Papier niedergeschrieben, welches er zuweilen in die Hand nahm und las. Sonst aber sprach er ganz frei, den Blick gerichtet auf die ungeheure Zuhörerschar, welche mit dem gespanntesten Interesse seiner Rede lauschte. In dieser Rede, die wie ein tiefer breiter Strom ruhig dahinfloß, war etwas wunderbar Fesselndes, daß die Zuhörer zwang, acht zu geben, und machte, daß sie das Gehörte nicht leicht wieder vergaßen.

Da ich keine frühere Reisegelegenheit finden konnte, dauerte mein Aufenthalt in London ungefähr einen ganzen Monat.

Am 22. Juli sagte ich der interessanten Stadt Lebewohl und ging an Bord des Segelschiffes „New Era", denn damals benutzten wir Leipziger Missionare nicht den jetzt gewöhnlichen kurzen Weg über Ägypten, sondern fuhren mit einem Segelschiff um Südafrika herum nach Indien. Während der fast 4 Monate dauernden langen Seereise war das Studium der tamulischen Sprache meine hauptsächlichste Beschäftigung. So oft Wetter und Gesundheit es zuließen, hielt ich an den Sonntagen englischen Gottesdienst für die Seeleute, denen auch unser Kapitän und mein einziger Mitreisender, einjunger Engländer, beiwohnten.

Unsere Fahrt über das weite Weltmeer ging glücklich, wenn auch bisweilen sehr langsam von statten. Um die Passatwinde benutzen zu können, mußte unser Schiff einen sehr großen Bogen zuerst nach Westen, dann nach Süden und zuletzt nach Osten machen, ehe es Indien zusteuern konnte. Hierdurch wurde die Fahrt bedeutend länger ausgedehnt. Ein schwerer Sturm im bengalischen Meerbusen nötigte uns umzukehren und nach Süden zu entfliehen, wodurch unsere Ankunft in Madrás sich um mehrere Tage verzögerte. Endlich am 17. November landeten wir in Madrás. Als ich dort nach kurzer Bootfahrt ans Land stieg, umdrängt von den schreienden, wild gestikulierenden braunen Bootleuten und Kulis, die mich und meine Sachen weiter befördern wollten, kamen mir zwei Europäer, Vater Kremmer und ein dänischer Kaufmann, Herr Vest, als rettende Engel entgegen. Nachdem ich mit ihrer Hilfe wieder in den Besitz meines Gepäcks gekommen war, fuhr ich mit Vater Kremmer nach dem etwa $1^1/_4$ Stunde entfernten lutherischen Missionshause, wo ich herzlich willkommen geheißen wurde und mein erstes indisches Heim fand.

4. Meine ersten Bekanntschaften auf dem Missionsfelde.

Als ich vor dreißig Jahren in Indien ankam, hatte unsere Mission den ersten schweren Zeitabschnitt ihrer Grundlegung schon längst

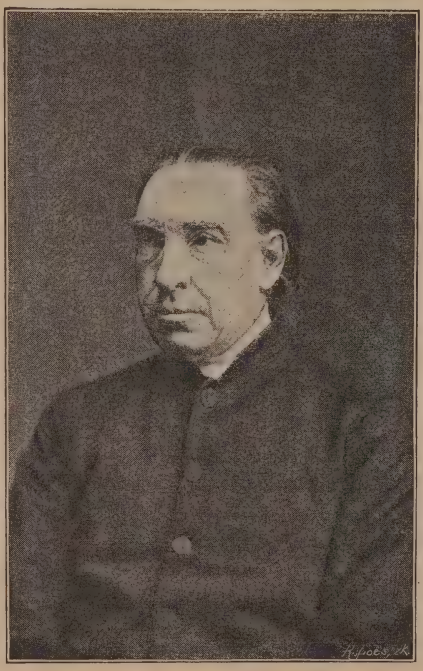
zurückgelegt. Das war ein großer Vorteil für mich. Ich brauchte mir meinen Weg nicht mühsam zu suchen, dieser lag klar vorgezeichnet vor mir; ich hatte nur in die Arbeit, die in vollem Gange war, einzutreten.

Einen andern wesentlichen Vorteil hatte ich darin, daß ich während meiner Lehrzeit in dem fremden Lande nicht auf eine ferne, einsame Station gesandt wurde, sondern daß ich in Madrás bleiben durfte. Ich wage allerdings nicht zu behaupten, daß dies der in jeder Beziehung beste Ort für einen jungen Missionar sei. Im Gegenteil, weil in Madrás fast alle Männer englisch sprechen, und der junge Missionar also nicht gezwungen wird, der Sprache der Eingeborenen sich zu bedienen, hat er gewöhnlich dort weniger Gelegenheit, sich im Tamulisch-sprechen zu üben als anderswo. Für mich war es aber doch ein Glück, daß ich nach Madrás kam. Denn hier wurde ich nicht nur in eine Familie aufgenommen, in der ich mich von Anfang an zu Hause fühlte, und wo ich es persönlich so gut hatte, wie ich es mir nur wünschen konnte, sondern ich wurde der Gehilfe eines älteren Missionars, von welchem ich viel lernen konnte. Für den jungen Missionar ist ein solches Schülerverhältnis zu einem älteren Diener des Herrn nicht nur etwas Natürliches, sondern auch sehr Wünschenswertes. Die ersten Eindrücke sind gewöhnlich lebhaft und bleiben im Herzen haften. Was der junge Missionar während seines ersten Lehr- und Vorbereitungsjahres sieht, hört und erfährt von der Thätigkeit erfahrener Kollegen, hat nicht selten einen durchschlagenden Einfluß auf seine ganze Missionslaufbahn.

Das, worin Vater Kremmer als guter Lehrmeister sich besonders auszeichnete, war seine pastorale Thätigkeit. Gemeindepflege und Seelsorge war sozusagen seine starke Seite. Dafür hatte er besondere Begabung und Neigung, und darin war er sehr geübt und geschickt. Den Verirrten nachgehen, die Gleichgültigen herzlich ermahnen und warnen, die Schwachen und Betrübten kräftig trösten und ermuntern, das verstand kaum ein anderer unserer Missionare so wie er. Obschon er auch hierbei viel Undank erntete und traurige Erfahrungen machen mußte, so war er doch unermüdlich in dieser Arbeit. Und was ihn dazu antrieb, war seine herzliche Liebe zu den Eingeborenen und ernstliche Sorge für ihr Seelenheil. Er war ein wahrer, warmer Freund der Tamulen, was diese selbst im allgemeinen durch Achtung und Vertrauen auch anerkannten. Es hat wohl kaum einen Leipziger Missionar gegeben, dessen Name so fest in den Herzen unserer Tamulenchristen eingegraben ist wie Vater Kremmer. Als Prediger und Lehrer war er ebenfalls sehr beliebt bei ihnen. Obschon seine Predigten immer sehr einfach waren, wurden sie doch, weil sehr konkret (dem wirklichen Leben entnommen) und praktisch, von seinen Zuhörern mit großem Verlangen und gespannter Aufmerksamkeit entgegengenommen. Der tiefe, heilige Ernst und die innige Liebe zum Heilande, die seine Seele erfüllte, durchdrang auch seine Predigten, sodaß die Zuhörer, deren Herzen nicht ganz verhärtet waren, durch sie bewegt und erbaut wurden.*)

*) Siehe: Das Lebensbild von K. Fr. Kremmer in „Große Palmzweige“ Nr. 3. Preis: 10 Pfg.

In Madrás war Vater Kremmer nur in gewissem Sinne Nachfolger des alten ehrwürdigen halleschen Missionars Fabrizius († 1791). Was aber Demut, Selbstverleugnung und unerschütterliches Gottvertrauen betrifft, so wandelte er in den Fußtapfen dieses frommen Gottesknechtes. Diese Ähnlichkeit rührte wesentlich daher, daß beide in hohem Maße Bibelfreunde und Gebetsmänner waren. Obschon Vater Kremmer auch für die Dinge dieser Welt Interesse zeigte und gern theologische und andere nützliche Bücher besonders geschichtlichen Inhalts las, so war und blieb doch die Bibel seine hauptsächliche tägliche Lektüre. Wann er nur immer ein freies Stündchen hatte, nahm er seine liebe Hirschberger Bibel vor und las und studierte darin. In seiner Bibel war er zu Hause wie wenige. Darin suchte und fand er seine Erquickung und Ruhe. Daraus holte er sich immer neuen Mut und neue Kraft für seinen schweren, mühevollen Beruf. Was er in seiner Bibel gelesen und betrachtet hatte, das machte er dann gern zum Gebet, denn er war vor allem ein treuer Beter. Das Gebet war seine größte Gnadengabe, die bei ihm durch treue Übung zu großer Vollkommenheit entwickelt war. Sein Leben war ein Gebetsleben. Erhatte täglich seine drei Gebetszeiten, die er, wenn irgend möglich, nie versäumte. Aber auch wenn er seine Knie vor dem Herrn nicht beugen konnte, so erhob er doch oft sein Herz zu ihm und schüttete es in laut gesprochenen Worten oder leisen Gebetsseufzern vor ihm aus. Zu Hause oder auf Reisen, wo er ging und stand, überall konnte man seine Lippen sich im Gebet bewegen sehen, so oft er Gelegenheit dazu hatte. In unserer Mission als treuer Beter bekannt, wurde er oft um seine Fürbitte gebeten, und das nicht nur von Christen, sondern auch von Heiden. Ja, auch von manchem europäischen Mitarbeiter kam die Mahnung an ihn: „Amicissime pater, ora pro nobis!“ (Liebster Vater, bete für uns!) Und wie treu und gewissenhaft war er auch in diesem Stücke! Daß es für die gesegnete Entwickelung unserer Missionsarbeit nicht so sehr auf unser Predigen, Schreiben, Unterrichten, Reisen, Bauen u. s. w. kurz auf das, was wir selbst zustande bringen — wie nötig und wichtig dies auch sein mag — sondern vor



Senior Kremmer in Madrás.

allem auf das ankommt, was Gott uns giebt und durch uns thut, diese elementare Wahrheit zeigte Vater Kremmer deutlich vor unseren Augen durch seinen unablässigen Verkehr mit Gott in Wort und Gebet. Der Segen, der dadurch unserer Mission zufiel, war groß und hat ihn überlebt.

Vater Kremmer und seine Familie waren jedoch nicht die einzigen Bekanntschaften, die ich damals hier machte. Kurz nach meiner Ankunft im Lande reiste ich nach Trankebar, um meine dortigen Vorgesetzten, den Kirchenrat, zu begrüßen. Um dorthin zu kommen, mußte man damals noch den weiten Umweg mit der sogenannten Madrás-Eisenbahn über Jrod nach Nāgapatnam machen.

Zu den neuen Bekanntschaften, welche ich auf dieser ersten Reise in Indien machte, gehörte zuerst mein vieljähriger, lieber Mitarbeiter hier auf dem Missionsfelde, Senior Handmann, welcher zu jener Zeit in Tritschinopoli stationiert war. Dort unterbrach ich meine Fahrt, um ihn zu besuchen. Br. Handmann hatte die Missionare von den nächstliegenden Stationen zu einer Privatkonferenz (der sogenannten westlichen Konferenz) eingeladen; und diese wurde gerade in jenen Tagen gehalten, als ich sein gastliches Haus aufsuchte. Ich hatte also Gelegenheit, nicht nur der Konferenz beizuwohnen, sondern auch ihre Mitglieder zu sehen. Einer von ihnen, der junge, eifrige und tüchtige Missionar Kahl, in Pudukōtei stationiert, war mir schon von Deutschland her, wo ich ihn im Missionshause getroffen hatte, bekannt. Ein anderes Konferenz-Mitglied, das ich hier zum ersten Male sah, war Br. Mayr aus Nāgapatnam. Sonst ein sehr lebhafter, fröhlicher und interessanter Gesellschafter, war er bei dieser Gelegenheit sehr schweigsam, still und niedergeschlagen. Er trauerte nämlich über den Verlust seiner (ersten) Frau, die er kurz vorher an der Cholera verloren hatte. Bei der Feier des heiligen Abendmahls, die als Einleitung zur Konferenz gehalten wurde, hielt er die Beichtrede über das Wort: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade". Ebr. 13, 9. Sowohl die Wahl dieses Textes wie auch seine Betrachtung darüber zeigte deutlich, daß er selbst ein solches durch die Gnade festgemachtes Herz suchte, um seinen schweren Verlust geduldig tragen zu können.

Der eigentliche Leiter der Konferenz, die Seele darin, war Br. Handmann. Er gab uns dabei ein gut ausgearbeitetes Referat über das Buch Hiob. Nach demselben wurde über praktische Missionsfragen, besonders Heidenpredigt gesprochen.

Ein Teilnehmer der Konferenz war der damalige Tandschāur-Missionar Ouchterlony, in dessen gastfreundlichem Hause ich auf dieser Reise auch einkehrte. Weil sowohl er wie auch seine Frau sehr patriotisch gesinnte Schweden waren, wurde ich, der neue Landsmann, aufs herzlichste empfangen. Sie suchten mir meinen Aufenthalt in Tandschāur so angenehm als möglich zu machen. Alles, was auf dem Missionsgehöft wie in der Stadt sehenswert war, wurde mir gezeigt. Tandschāur war damals die Station unserer Mission, wo vielleicht am meisten gesungen wurde. Denn Ouchterlony, selbst musikalisch

und eifriger Sänger, übte diese Kunst fleißig mit seinen Schulkindern und suchte auch auf allerlei Weise den Gemeindegesang zu verbessern. Doch nicht nur hinsichtlich des Gesanges, sondern auch in vielen andern Beziehungen arbeitete Ouchterlony treu und fleißig für das Wohl seiner Gemeinde, die ihm auch vieles zu verdanken hat. Die große schöne Kirche zum Beispiel, wovon damals die Mauern bis zur Fensterhöhe beendet waren, ist wesentlich sein Werk. Denn er brachte nicht nur die Bauarbeit in Gang, sondern er schaffte auch aus seinem Heimatlande den größeren Teil der nötigen Mittel herbei. Ein anderer Beweis seines Unternehmungsgeistes ist auch die dortige Mädchenschule. Zwar belief sich damals die Zahl der Schülerinnen nur auf 22, die in drei Klassen verteilt waren. Aber wieviel Mühe hat es ihn nicht gekostet, diesen kleinen Anfang zustande zu bringen! Von dem allgemeinen großen Eifer für die Ausbildung der Mädchen, welcher später alle hier zu Lande, Heiden sowohl wie Christen, ergriffen hat, merkte man damals dort noch nichts. Im Gegenteil, auch die Gemeindeglieder zeigten die größte Gleichgültigkeit für den Unterricht ihrer Töchter. Ouchterlony konnte deshalb nur durch Austeilung von Stipendien einige Mädchen in seine Schule bringen. Von unserem Missionskirchenrat in Trankebar erhielt Ouchterlony nur wenig oder keine Hilfe für seine Schule. Er war also hauptsächlich auf sich selbst und seine Freunde in Schweden angewiesen, die ihm reichliche Mittel für sein Unternehmen sandten.

Br. Ouchterlony zeigte nicht nur großen Unternehmungsgeist, er war auch sehr mildthätig. Für viele arme Knaben war er ein guter Vater, der ihnen zu einer Schulbildung, Amt und Brot verhalf. Viele Missionsdiener und andere gut gestellte Gemeindeglieder haben ihre gegenwärtige gute Lage wesentlich ihm zu verdanken. Mit Dankbarkeit gedenken sie noch ihres treuen Wohlthäters.

Ein großer Sanguiniker, lebhaften und fröhlichen Gemütes, trug Ouchterlony damals in den Tagen seiner Kraft die Last und Mühe seines Amtes tapfer und mutig. Aus einer Offiziersfamilie stammend und in seinen jüngeren Jahren selbst Offiziers-Aspirant, hatte er trotz seiner schwedischen Weichheit im Gemüt viel Mut, Kraft und Zähigkeit in seinem Wesen. Dies zeigte sich nicht nur in der ersten stürmischen Periode seiner Missionslaufbahn, sondern auch insonderheit in schweren Heimsuchungen gegen Ende seines Lebens. Von ihm kann man sagen, daß er sein Kreuz in Geduld trug. Auch als seine Frau (nach langjährigem Leiden) in Koimbatur im Sterben lag, und er selbst von einem plötzlich aufgetretenen Leiden in Trankebar ans Krankenbett gefesselt war, blieb er doch ruhig, geduldig und in Gottes Willen ergeben. Obschon seine Gesundheit nicht völlig wieder hergestellt und sein Körper von Krankheit und Alter immer mehr geschwächt wurde, blieb sein Geist doch allezeit frei und fröhlich und wurde es um so mehr, je näher er seinem Ziele kam, da er sich immer mehr daran gewöhnte, seinen Blick nur nach innen und nach oben zu richten. Nach dem Tode seiner Frau fühlte er sich sehr einsam und schloß sich

deshalb immer inniger an mich und meine Familie an. So wurde er einer meiner vertrautesten Freunde. Keines andern Mitarbeiters Heimgang hat in meinem Herzen solche Leere und solches Gefühl des Verlustes hinterlassen als der des treuen Ouchterlony.

Von Tandschaur fuhr ich nach dem Endpunkt der Eisenbahn Nägapatnam, von wo ich ohne längeren Aufenthalt alsbald meine Reise nach Trankebar fortsetzte. Auf dieser Fahrt machte ich zwei neue Bekanntschaften, nämlich mit dem indischen Ochsenwagen und dem Monsunregen. Um früh morgens in Trankebar ankommen zu können, machte ich mich in einem gemieteten Ochsenwagen bei Einbruch der Nacht auf den Weg. Es war aber im Anfang Dezember, wo man nicht selten von plötzlichen Regengüssen überrascht wird. Kaum hatte ich einige Meilen zurückgelegt, als es stockfinster wurde und zu regnen anfing. Zuerst schützte mich wohl das Dach des Wagens, bald jedoch begann der Regen durchzudringen, so daß meine Bemühungen, mich und meine Sachen trocken zu erhalten, fruchtlos waren. Mein Fuhrmann, der dem Regen noch mehr ausgesetzt war als ich, wurde des Spaßes bald müde; als wir in ein Dorf hineinkamen, spannte er einfach seine Ochsen aus und verschwand im Dunkel der Nacht. All mein Rufen war umsonst. Keine Antwort! Unbekannt mit diesem Orte, dem Volke und der Sprache konnte ich in der Dunkelheit nichts thun, als geduldig warten, bis es meinem Fuhrmann gefiel, sich am Morgen wieder einzustellen. Unbefangen, als ob gar nichts vorgefallen sei, brachte der gute Mann seine Ochsen wieder zurück und spannte sie an. Die Weiterreise ging dann ohne Unfall von statten, und gegen Mittag traf ich in dem alten, ehrwürdigen Trankebar ein.

Hier lebten und arbeiteten zu jener Zeit: Senior Cordes und D. Blomstrand, Vorsteher des Litterarischen Departements, Döderlein, Seminardirektor, Schäffer, Direktor der Zentralschule, Hobusch, Leiter der Druckerei, und in Póreiar war Schanz stationiert. Von allen diesen Mitarbeitern wurde ich herzlich willkommen geheißen. Am meisten war ich aber mit meinem lieben Landsmann Blomstrand zusammen, der mich in sein Haus eingeladen hatte und mir mit sichtlicher Freude und offenen Armen entgegenkam. Er freute sich um so mehr, in mir einen neuen schwedischen Mitarbeiter zu finden, als er sich zu jener Zeit besonders einsam unter seinen Büchern fühlte. Sein einziger junger Sohn Theodor (jetzt Missionar in Jröd) war in Schweden, und seine Frau war einige Monate vorher gestorben, sehr vermißt von dem trauernden Gatten.

Mir war Br. Blomstrand bis dahin unbekannt, doch stand ich schon damals in einem gewissen Verhältnis zu ihm, da er meinen Eintritt in die Leipziger Mission in gewisser Hinsicht veranlaßt hatte. In einem Briefe an die Missionsfreunde in Schweden im Jahre 1866, als sein Schwager, Missionar Rydén, gestorben, Br. Ouchterlony auf Urlaub in der Heimat, und seine Frau mit dem einzigen Sohne auch nach Europa gereist war, hatte er viel über seine Einsamkeit geklagt und darüber, daß keine neuen schwedischen Missionare nach Indien kämen. Gerade in der Zeit, als jener Brief in meine Hände fiel,

war ich in großer Ungewißheit wegen der Wahl eines Missionsfeldes. Daß ich damals den, wie ich immer meine, glücklichen Entschluß faßte, nach Indien zu gehen, dazu hat Br. Blomstrands Brief viel beigetragen. Viel Gutes hatte ich schon daheim von ihm gehört. Denn seine aufrichtige Gottesfurcht, seine große Demut, wie auch seine gründliche Gelehrsamkeit hatten ihm dort einen guten Namen erworben. Auch auf dem Missionsfelde fand ich, daß er sehr verehrt und geliebt wurde. Es war eine „heilige Seele", wie ihn sein alter Munschi, der viele Jahre mit ihm zusammen gearbeitet hatte, zu nennen pflegte. Er war auch ein sehr treuer Missionsarbeiter und dabei immer anspruchslos und dankbar. Alle seine Gebete fingen mit Danksagung an; für alles dankte er seinem Gott. Viel Dank hat er auch selbst hier auf dem Missionsfelde erworben durch die treue Arbeit, die er zum Aufbau der Kirche Christi unter den Tamulen vollbracht hat. Sein Gedächtnis wird nicht in Vergessenheit sinken.

Ich habe dies Mal von meinen ersten Bekanntschaften auf dem Missionsfelde gesprochen und zwar hauptsächlich von den Männern, mit welchen ich in ein besonders inniges Verhältnis trat, und welche jetzt schon entschlafen sind. Es arbeiteten damals hier noch die Brüder: Schwarz in Májáweram, Wolff in Sidámbaram, Baierlein in Kudelur und Herre in Koimbatur. Obschon auch von diesen viel zu sagen wäre, so habe ich sie in obigem nicht erwähnt, da ich sie erst später traf, und dieser Rückblick eben nur von der Zeit vor dreißig Jahren handelt.

5. Meine erste Heidentaufe.

Von allen Erlebnissen im ersten Jahre meines indischen Lebens hat sich besonders meine erste Heidentaufe meinem Gedächtnis eingeprägt. Eine solche Handlung ist ja für jeden Missionar wichtig und herzbewegend. Denn es ist ja etwas sehr Großes, wenn ein im Heidentum geborener und erzogener Mensch durch Gottes Gnade soweit kommt, daß er dem Teufel und allen seinen Werken entsagt und auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft wird. Und der Missionar, der das Werkzeug seiner Bekehrung sein darf, findet darin eine der größten und reinsten Freuden seines Lebens.

Aber sind solche Tauftage für den Missionar immer Feiertage, so ist dies doch ganz besonders der Tag, an dem er die erste Heidentaufe verrichten darf. Mir wurde die Freude zu teil, daß ich nur wenige Monate nach meiner Ankunft in Indien einen solchen Tag erleben durfte, was allerdings nicht mein Verdienst war, denn ich durfte hier wenigstens teilweise ernten, wo andere gesäet hatten. Die besonderen Umstände, die mit dieser meiner ersten Heidentaufe verbunden waren, trugen auch nicht wenig dazu bei, daß das Gedächtnis dieses Tages bei mir immer lebendig geblieben ist. Außerdem weiß ich von allen meinen Täuflingen keinen, der mir innerlich so nahe gekommen ist, wie jener Jüngling, den ich damals in die Jüngerschaft des Herrn aufnehmen durfte, und der seit vielen Jahren mir immer ein treuer Mitarbeiter und Freund geblieben ist.

Als ich auf das Missionsfeld hinauskam, war meine erste Beschäftigung dieselbe, die ich jetzt habe, nämlich Schulthätigkeit. Es wurde mir die Aufsicht über unsere englisch-tamulische Schule in Madrás übertragen, und ich gab damals wie jetzt den Religions-Unterricht in den oberen Klassen. Unter meinen damaligen Schülern in der obersten Klasse war ein Heidenjüngling von etwa 17—18 Jahren, namens Subramannien. Er gehörte einer in Madrás ansässigen, stockheidnisch gesinnten Sudrafamilie an und war, als er noch vor meiner Ankunft in Indien in unsere Schule eintrat, ebenso gesinnt wie seine Eltern. Was ihn zu unserer Schule führte, war nicht das Verlangen, Gottes Wort zu lernen, sondern nur das Streben, nützliche weltliche Kenntnisse zu erwerben und in der Welt vorwärts zu kommen. In der Schule zeigte er sich bei dem Religionsunterricht anfangs nicht nur gleichgültig, sondern widersprach und spottete sogar über die ihm vorgetragenen christlichen Lehren. Aber allmählich trat eine Änderung in seinem Betragen ein. Er wurde ein eifriger, aufrichtiger und aufmerksamer Hörer und Forscher der Wahrheit. Er fing an, Gottes Wort aufmerksam zu betrachten und stellte seinem Lehrer manchmal Fragen, nicht mehr um zu widersprechen, sondere um bessere Einsicht zu bekommen. Als eines Tages der selige Vater Kremmer, der damals den Religionsunterricht gab, den Schülern im Evangelium Lucae den Abschnitt vom Leiden und Sterben des Heilandes erklärte, sagte Subramannien zum größten Erstaunen seiner Mitschüler: „Ja, wenn wir diesen Heiland nicht hätten, wären wir verloren". Als ich den Religionsunterricht in der Klasse übernommen hatte (Anfang 1870), fiel er mir sogleich auf, da er öfters noch um Erklärung dieses oder jenes Wortes bat, was ja von Nachdenken zeugte. Bald fing er auch an, in unsere Kirche zu kommen, wo ich ihn am Charfreitag und Ostersonntag aufmerksam der Predigt Vater Kremmers lauschen sah. Dies veranlaßte mich, mit ihm weiter über unsere Religion und unsern Gottesdienst zu reden und ihn auf den Unterschied zwischen seinen heidnischen Zeremonien und letzterem aufmerksam zu machen. Darauf erklärte er: „Ich weiß, der einzige Weg, (dem allen) zu entfliehen, ist das Christwerden"; fügte aber hinzu: „Ist es denn auch notwendig, sich taufen zu lassen, um ein Christ zu werden?" Ich suchte ihn nun von der Bedeutung, Notwendigkeit und dem Segen der christlichen Taufe zu überzeugen. Er gab zu, daß er, um Christ zu werden, die Taufe empfangen müsse, aber er fragte mich dann weiter, ob dies nicht heimlich ohne Wissen seiner Eltern und Verwandten geschehen könne, z. B. an einem andern Orte, denn er hatte große Angst vor seinem Vater und seinen Verwandten. In meiner Antwort machte ich ihn darauf aufmerksam, daß wir den Herrn auch in solcher Lage bekennen sollen, und daß, wenn er sich dazu entschließen würde, seine Hilfe und sein Segen gewiß nicht ausleiben werde. Zugleich versprach ich ihm, wenn er nach seiner Taufe nicht bei seinen Verwandten bleiben könne, ihn vorläufig in unsere Kostschule aufzunehmen, bis ich anderweitig für ihn sorgen könne. Darauf erklärte er, sich die Sache über-

legen zu wollen und dann wiederzukommen, und damit trennten wir uns. Und er hielt Wort.

Noch an demselben Tage suchte er mich wieder in meinem Zimmer auf. Der Ausdruck seines Gesichts zeugte von innerem Kampf und Aufregung. Er hatte aber seinen Entschluß gefaßt und wollte am folgenden Tage wie gewöhnlich zur Schule gehen, und dann abends mit unsern Kostschülern zu uns kommen, um bei uns zu bleiben. Vater Kremmer, mit dem ich diese Sache besprach, gab ihm Trost und Ermahnung aus Gottes Wort. Ich freute mich mit Zittern, als er nochmals zu den Seinigen zurückkehrte. Wird er wohl zu uns zurückkommen? Wird er es wagen, sich dem Spott seiner Mitschüler und der Verfolgung seiner Verwandten auszusetzen? Wird er als Christ treu bleiben? Ist sein Verlangen aufrichtig, sucht er wirklich nicht irdischen Vorteil, sondern nur das Heil seiner Seele? Diese und ähnliche Fragen stiegen in meinem Herzen auf. Es war offenbar, daß der Geist Gottes an seinem Herzen zu wirken angefangen hatte. Diese Zuversicht trieb uns desto mehr ins Gebet für ihn.

Miss. Sandegren u. sein Schüler Jakob.

Als ich am folgenden Morgen, dem 20. April 1870, in die Schule kam, trat Subramannien zu mir und sagte leise: „Heute komme ich." Seine Bücher wollte er vorausschicken, damit sie ihm nicht von den Verwandten weggenommen würden. Bald nachdem ich von der Schule nach Haus gekommen war, erschien er auch bei uns im Missionshause, denn seine Verwandten, die von seinem Vorhaben gehört, hatten ihm hart zugesetzt und ihn hinausgestoßen. Wir gewährten ihm deshalb auf seine Bitte gern Schutz und behielten ihn vorläufig bei uns im Missionshause.

Kaum war es aber bekannt geworden, daß er bei mir in meiner Stube sei, so kamen viele Leute herbei, zuerst seine Mitschüler, die

von weitem durchs Fenster hereinsahen, und dann auch seine Verwandten, Männer und Frauen, die jedoch näher traten, um mit ihm zu sprechen. Natürlich wurden alle, die es wünschten, zugelassen. Wir stellten es ihnen ganz frei, mit ihm zu reden und ihn zur Umkehr zu bewegen, wenn sie könnten; nur dürften sie keine Gewalt gegen ihn ausüben. Er war freiwillig zu uns gekommen und sollte bleiben oder gehen, wie er wollte.

Als ihn seine Verwandten bei mir trafen, entstand ein Kampf, wie ich keinen härteren gesehen habe, und der mir zeigte, wie unendlich schwer es für einen solchen, durch viele Bande der Kaste und Familie an die Seinigen gefesselten Tamulenjüngling ist, loszukommen und Christ zu werden. Seine Verwandten waren außer sich vor Kummer, schlugen sich an die Brust zum Zeichen ihrer Traurigkeit und suchten ihn auf allerlei Weise zu bewegen, wieder nach Hause zurückzukehren. Sie warnten, sie baten, sie drohten und schalten. Besonders herzbewegend war das Benehmen seiner armen Mutter. Sie kniete vor ihm nieder, umfaßte seine Beine; küßte seine Füße und sie weinte und sprach so zärtlich, wie nur eine Mutter sprechen kann, die ihr Kind in großer Gefahr sieht, vor der sie es retten will — alles um ihn zu bewegen, doch ja kein Christ zu werden.

Der hart bedrängte Jüngling blieb jedoch durch Gottes Gnade standhaft und erklärte öffentlich, daß er auch nur deswegen nicht mit ihnen zurückkehren könne, weil er eben Christ werden müsse. Als immer mehr Heiden zu unserm Hause kamen, und wir befürchteten, daß sie ihn vielleicht mit Gewalt wegschleppen würden, ließen wir einige Polizeileute rufen, um Subramannien zu schützen. Schließlich sahen seine Verwandten und Freunde doch ein, daß sie nichts mit ihm ausrichten könnten, gingen allmählich einer nach dem andern, wieder fort und ließen den Jüngling allein bei mir in der Stube. Wir freuten uns von Herzen, dankten Gott und hofften, daß für diesmal wenigstens der Kampf glücklich überstanden sei. Aber so war es leider nicht. Noch am späten Abend kam ein Verwandter herbeigeeilt mit der Botschaft, daß seine Mutter sich aus Verzweiflung und Kummer in einen Brunnen stürzen wolle. Als Subramannien das hörte, wurde er sehr betrübt und erklärte, seinetwegen dürfe seine Mutter nicht sterben, er müsse deshalb nach Hause gehen, um sie vom Tode zurückzuhalten. Keine Vorstellungen unsererseits halfen jetzt, er nahm Abschied von uns, indem er erklärte, er werde bald wiederkommen, um Christ zu werden, und ging nach Haus.

Hier angekommen, wurde er von seinen Verwandten umringt und wegen seiner vermeintlichen Thorheit sehr gescholten. Sie freuten sich aber ihn wieder zu haben, und damit er ihnen nicht wieder entwischen könne, schlossen sie ihn ein und bewachten ihn sorgfältig in seinem Hause. Zugleich riefen sie seinen Vater, der als eingeborener Arzt im Lande umherzog, zurück, damit er seinen Sohn wieder zurecht bringen möchte. Dieser gab ihm eine Art Medizin, die ihn von dem Einfluß der Missionare kurieren sollte, denn sie meinten, wir hätten ihn bezaubert, und dies sollte nun ein Gegenmittel sein. Dann ließ

Fabrijius-Schule in Madras.

der Vater heidnische Lehrer kommen, die ihm ihre heidnischen Bücher erklären und ihm zeigen sollten, daß er, um selig zu werden, durchaus kein Christ zu werden brauche. Der Vater wollte ihn auch zwingen, das Bild des Götzen Ganesa anzubeten, was er aber entschieden verweigerte.

Während Subramannien mehrere Tage in der Gefangenschaft war, hörte ich durch einen unserer Christen, der in der Nähe wohnte, dann und wann, wie es ihm gehe. Einmal sandte er mir auch einen englischen Brief, in dem er mir schrieb, daß er noch fest halte an seinem Entschluß, Christ zu werden, daß er aber durch seine Verwandten verhindert werde, zu uns zu kommen. Durch denselben Boten sandte ich ihm auch eine Antwort und ermahnte ihn, treu auszuharren, bis der Herr ihm helfen werde. Er blieb indessen weg, und je länger es sich hinzog, desto besorgter wurden mir seinetwegen.

Doch als ich eines Nachmittags in die Schule kam, war ich sehr überrascht, Subramannien dort zu finden. Seinen Angehörigen war es nämlich auf die Dauer zu lästig geworden, ihn zu Hause zu bewachen, und sie hatten ihm deshalb erlaubt, zur Schule zu gehen. Als diese nun aus war, nahm ich ihn, um ungestört mit ihm reden zu können, mit auf das flache Dach unserer Kirche neben der Schule. Dort hatten wir ein schönes Gespräch miteinander. Die Folge davon war, daß er kurz darauf sich wieder bei uns im Missionshause einstellte, jetzt mit dem festen Entschlusse, nicht wieder nach Hause zu gehen, sondern bei uns zu bleiben, bis er getauft sei. Vater Kremmer fing auch sofort an, ihn besonders darauf vorzubereiten, denn es schien uns notwendig, ihn der Feindschaft seiner Verwandten wegen nicht lange als Heiden bei uns zu behalten, sondern ihm baldmöglichst die Taufe zu erteilen, nach welcher dann voraussichtlich seine Angehörigen aufhören würden, ihn zu plagen. Da er schon gute Kenntnisse in Gottes Wort hatte, brauchten wir ja auch die Taufe nicht lange aufzuschieben.

Er lernte nun fleißig und freute sich auf die Taufe, die er bald empfangen sollte. Der Tag der heiligen Handlung war aber irgendwie seinen Verwandten bekannt geworden, und sie wollten einen letzten Versuch machen, den Jüngling in ihre Gewalt zu bekommen und seine Taufe zu verhindern. Schon frühmorgens am Tauftage wurde uns gesagt, daß die ganze Straße, die von unserm Hause nach der Kirche führte, voller Menschen sei. Es wurde uns auch erzählt, daß seine Verwandten nicht nur alle ihre Nachbarn herbeigerufen, sondern auch einigen bösen Leuten den Auftrag gegeben hätten, unsern Wagen, in welchem wir, wie sie bestimmt vermuteten, den Jüngling mit zur Kirche nehmen würden, zu überfallen und ihn herauszureißen. Dieser Plan wurde aber vereitelt. Erstens wurde der Polizeibeamte benachrichtigt und gebeten, die nötigen Maßregeln zu treffen, das Volk in Ordnung zu halten und uns zu schützen, was er auch that. Dann wurde Subramannien auf einem Umwege zu einem in Madrás wohnenden deutschen Freunde gebracht, der ihn in seinem Wagen, dessen Jalousien er schloß, heimlich zu unserer Kirche brachte. Aber kaum erfuhren die Heiden, daß er ihnen entwischt und in die Kirche gebracht

sei, als sie sich sehr zahlreich vor unserm Kirchplatz versammelten, wo sie einen großen Lärm machten. Als Subramannien dies alles in der Kirche hörte, erschrak er so sehr, daß er bewußtlos zu Boden fiel. Er erholte sich aber bald wieder und wurde dann in dem nun folgenden Gottesdienst in tamulischer Sprache von mir getauft, wobei er den Namen Jakob erhielt. Dies war meine erste Heidentaufe in Indien.

Um nun noch kurz anzugeben, was aus diesem damals getauften Jüngling geworden ist, füge ich hinzu, daß er, nachdem er sein Maturitätsexamen bestanden hatte, mehrere Jahre als treuer, tüchtiger Schullehrer uns gedient hat. Er trat dann in unser Predigerseminar in Poreiar ein, wurde nach beendeten Studien im Jahre 1890 ordiniert und arbeitet jetzt als tamulischer Pastor im Segen in Poreiar.

Seine Bekehrung ist eine Frucht der Missionsschule und zeigt uns, daß auch diese Art von Missionsarbeit nicht ohne Segen ist. Solche Früchte aber, wie überhaupt alle guten Früchte, kommen von oben und müssen erbeten werden; deshalb, lieber Leser, wenn du für die Mission betest, so bete auch für unsere Missionsschulen!

6. Vor dreißig Jahren und jetzt.

Ehe ich meinen kurzen Rückblick abschließe, möchte ich wohl noch einmal in Gedanken zu jener Zeit vor 30 Jahren zurückkehren, und indem ich einige damalige Verhältnisse in unserer Mission mit den heutigen vergleiche, die Veränderungen oder Entwicklungen, die unser Missionswerk in diesen 30 Jahren erfahren hat, kurz andeuten.

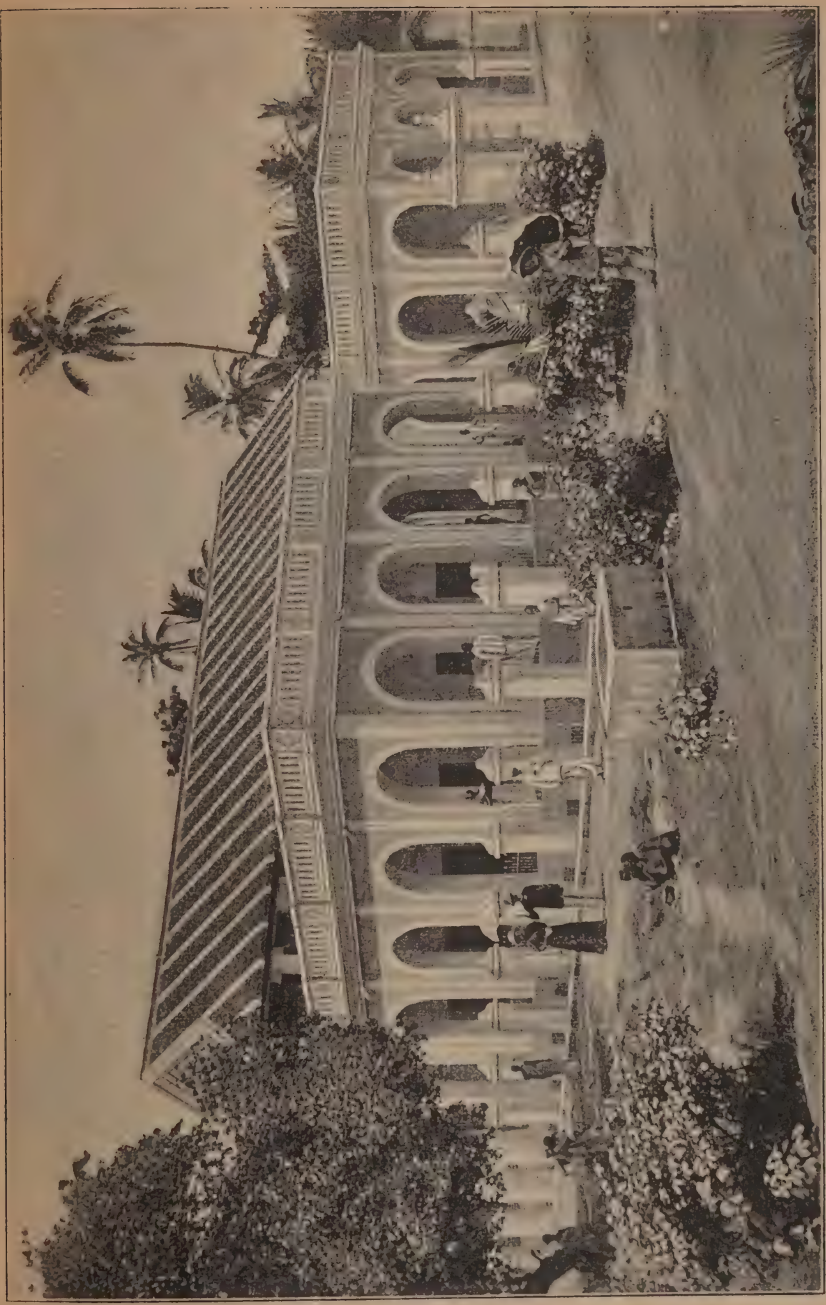
a) Arbeiterpersonal; Stand der Mission daheim und draußen.

„Die Zeiten verändern sich, und wir verändern uns mit ihnen." Und freilich, wenn man, wie ich, 30 Jahre lang unter Indiens Sonne des Tages Last und Hitze getragen hat, so merkt man schon, daß man sich verändert hat. Ich bin in dieser Zeit nicht nur alt geworden, sondern wie ich bei meiner Ankunft auf dem Missionsfelde 1869 der jüngste aller unserer Missionare war, bin ich jetzt der älteste unter ihnen, und dies nicht nur den Lebensjahren, sondern auch den Arbeitsjahren nach. Denn alle die 16 lieben und verehrten Männer, die ich damals in der Arbeit vorfand, sind inzwischen einer nach dem andern abgegangen — in ihre irdische Heimat zurück oder hinauf in die himmlische. Unser ganzes europäisches Arbeitspersonal, das inzwischen bedeutend gewachsen ist und jetzt aus 33 Missionaren und fünf Missionslehrerinnen besteht, ist ein anderes geworden. Aber trotz allen Veränderungen unsrerseits, allem Wechsel der Missionare eins ist doch Gottlob die ganze Zeit unverändert geblieben, nämlich das gute und freundschaftliche Verhältnis, in welchem ich zu meinen Amtsbrüdern draußen stehen durfte. „Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen". Psalm 133, 1. Die Wahrheit dieses Psalmwortes lernt man schwerlich irgendwo so gut verstehen als gerade auf dem Missionsfelde. Denn wir Missionare, die wir oft recht einsam auf unsern verschiedenen Stationen leben, sind,

wie vielleicht sonst nirgends die Diener des Herrn, den listigen und gefährlichen Anläufen des Feindes ausgesetzt. Hier machen auch das Klima, die schwere Arbeit, die vielerlei Nöte das Bedürfnis nach brüderlichem Verkehr und Freundschaft um so fühlbarer. Mir ist diese Freundschaft reichlich zu teil geworden während der ganzen Zeit, die ich in Indien verlebt habe, und das nicht nur von seiten meiner lieben Landsleute, sondern ebensoviel von den deutschen Brüdern. Vereint, wie wir gewesen sind, in demselben Glauben und Bekenntnis, in derselben Arbeit und im Streben nach demselben hohen Ziel, eine evang.-lutherische Kirche im Tamulenlande aufzubauen, hat unsere verschiedene Nationalität bis jetzt nie unsere brüderliche Eintracht und Freundschaft gestört, wie sie uns sonst auch nie ein Hindernis gewesen ist. Ich bekenne gern, daß ich meinen deutschen Brüdern und Mitarbeitern viel, viel zu danken habe, und wie ich für meine Person nur den Wunsch habe, die übrigen Tage meines Lebens in meiner bisherigen Arbeit und in demselben Verhältnisse zu den deutschen Brüdern zu beschließen, so wünsche und hoffe ich auch, daß alle die jetzigen und noch kommenden schwedischen Missionare in derselben brüderlichen Eintracht und Liebe Schulter an Schulter mit den deutschen Brüdern draußen kämpfen mögen, wenn sie auch etwas getrennt von ihnen marschieren werden.

Von den mir damals bekannten Missionsdienern ist nur noch ein einziger übrig, nämlich der Oberlehrer unsrer Schule in Madrás, der, nachdem er die Stelle bei uns aufgegeben und mehrere Jahre in der Londoner Mission gearbeitet hatte, vor einiger Zeit wieder bei uns in den Missionsdienst eingetreten ist und jetzt wieder dieselbe Stelle hat wie damals vor 30 Jahren. Als ich nach Indien kam, hatte unsere Mission fünf eingeborene Landprediger — gegen 22 jetzt — von denen der einzige Überlebende, mein Vorgänger in Schiáli, Pastor Pákiam, vor einigen Jahren pensioniert wurde. Die Zahl der übrigen Missionsdiener, besonders die der Schullehrerinnen, ist auch gewachsen, aber allerdings verhältnismäßig nicht so wie die der eingeborenen Landprediger. Übrigens zeichnen sich auch die höheren, sowie die niederen Missionsdiener der jetzigen Zeit vor ihren Vorgängern durch eine sorgfältigere und bessere Ausbildung aus.

Gleichzeitig mit den Veränderungen auf dem Missionsfelde draußen ist auch in der heimatlichen Missionsgemeinde vieles anders geworden. Die Zahl der Missionsfreunde ist im Laufe der Zeit bedeutend größer geworden, und das ist sehr erfreulich. Wir können aber nicht ohne Wehmut daran denken, daß unter denen, die jetzt der Mission zugethan sind, viele Namen von alten lieben, treuen Freunden fehlen; viele treue Beter, fleißige Mitarbeiter, Sammler und Sammlerinnen, freigebige Geber und Geberinnen finden wir hier nicht wieder, weil sie heimgegangen sind und die Arbeit hienieden mit der Ruhe droben vertauscht haben. Friede über ihnen! Möge ihr Andenken stets bei uns bleiben vielen zur Ermunterung, und möge das jüngere Geschlecht, das nun ihre Stelle einzunehmen hat, die Einfalt und Treue der Alten immer bewahren und beweisen.



Das Gebäude der Zentralschule in Schjali.

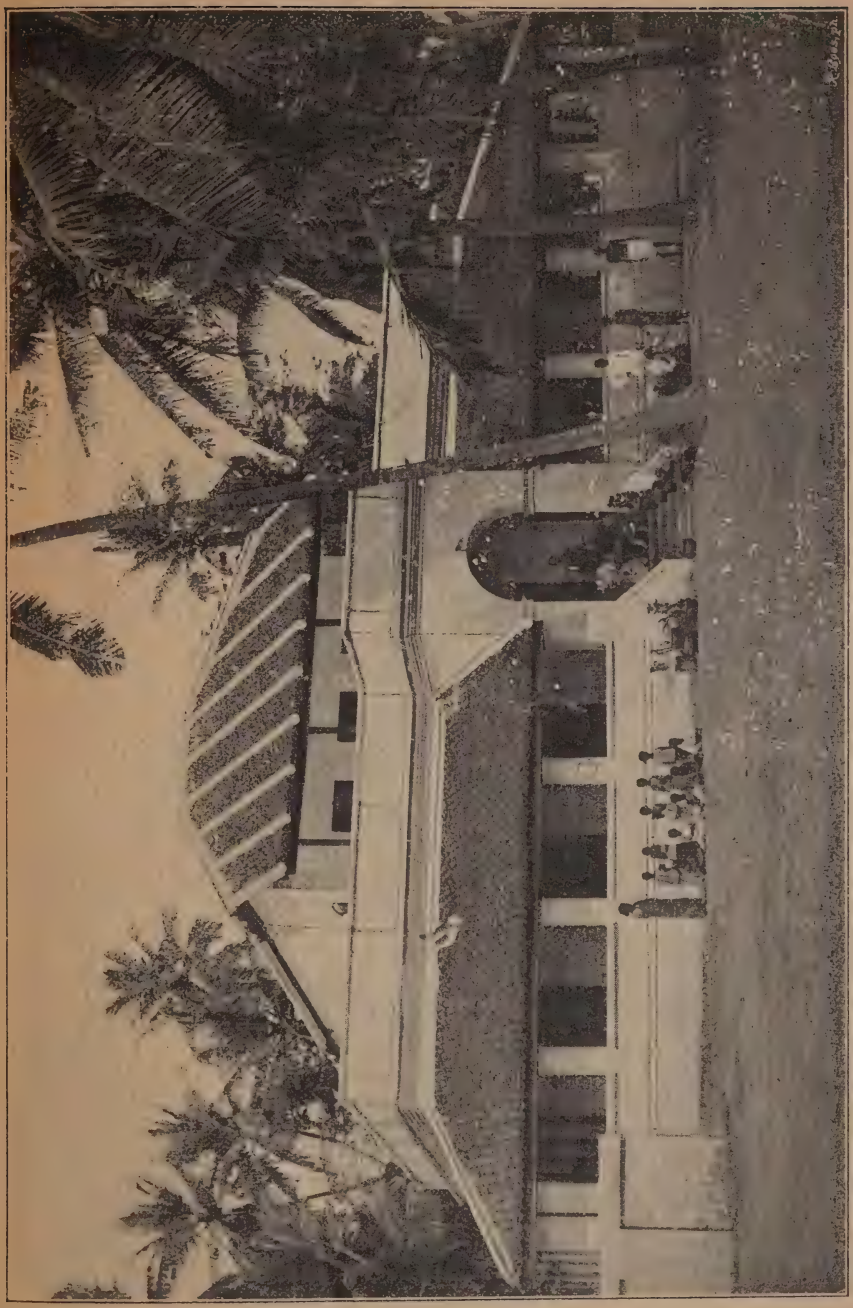
Von unserer damaligen höchsten Missionsbehörde gehört nur noch ein einziger, der ehrwürdige Professor D. Luthardt dem Kollegium an. Aber auch sein Arbeitstag neigt sich seinem Ende zu. Daß er in einer langen Reihe von Jahren unserer Mission mit seinen reichen Gaben, seinem großen Wissen und seiner reifen Erfahrung so treulich gedient hat, werden hoffentlich die jetzigen und kommenden Geschlechter nicht vergessen, sondern ihm stets dafür Dank wissen.

Ein Unterschied zwischen damals und jetzt besteht auch darin, daß die Missionssache zu Hause — zumal in meinem Vaterlande — kirchlicher geworden ist, indem die kirchlichen Behörden eine freundlichere Stellung zu ihr einnehmen, und die Pastoren viel größere Teilnahme für dieselbe zeigen als früher. Es wird jetzt zu Hause viel mehr gethan durch Missionspredigten und Vorträge, durch Verbreitung von Missionsschriften und Bildern, durch Abhaltung von Missionsfesten und dergleichen, um im Volke das Interesse für diese heilige Sache zu wecken und zu stärken. Das Missionsinteresse hat auch in erfreulicher Weise zugenommen. Dies zeigt sich vor allem in dem bedeutenden Zuwachs der Missionsbeiträge.

Aber in demselben Maße sind auch die Bedürfnisse und Aufgaben der Mission gewachsen. Das hängt mit der Entwicklung unseres Missionswerkes zusammen. Als ich 1869 nach Indien kam, hatte unsere Leipziger Mission dort auf 16 Stationen 8856 Christen, welche Zahl jetzt auf über 20800 auf 40 Stationen gestiegen ist. Daß aber die Ausgaben der Mission wachsen — zumal in Indien — wenn die Zahl der dortigen Christen, die ja wenigstens im Anfang wenig oder nichts zu ihren kirchlichen Bedürfnissen beitragen können, zunimmt, liegt auf der Hand.

Die Anforderungen, die unsere Mission jetzt an uns Missionare draußen stellt, sind auch größer und schwieriger, als sie es damals waren, denn: „Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen". Unsere Mission draußen ist eben groß geworden. Wenn es schon schwer ist, Heiden zu suchen und in die Kirche einzuführen, so ist es noch viel schwerer, diese nachher zu bewahren, was ja immer eine unserer Hauptaufgaben draußen bleibt. Hierzu treibt uns schon natürliche Klugheit; denn wie verkehrt wäre es, wenn wir nicht mit Aufbietung aller Mittel und Kräfte es uns angelegen sein ließen, diese Leute, die wir oft mit großer Mühe gesammelt haben, in unserer Gemeinschaft zu erhalten. Zu diesem Zwecke sind sie ja auch vom Herrn der Kirche uns gegeben worden, wie ja auch Er selbst, der gute Hirte, uns mit seinem Vorbild in solcher Hirtenarbeit vorangeht.

Aber wir haben auch unsere Christen und unsere Gemeinden zu erziehen. Die Heiden, die zu uns gekommen und von uns durch die heilige Taufe in die Gemeinde aufgenommen worden sind, sind ja zuerst noch sehr unfertige Christen. Was sie von der Wahrheit gelernt haben, sind nur erst einige Grundzüge derselben. Ihre Kenntnisse und geistlichen Erfahrungen sind sehr gering und mangelhaft. Sie sollen eben jetzt lernen „zu halten alles, was der Herr Jesus be-



Wohnung des Direktors der Zentralschule in Schiali.

fohlen hat". Sie brauchen um so mehr eine allseitige religiöse, sittliche, kirchliche und soziale Erziehung, weil, was sie früher im Heidentum gelernt und geübt haben, in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen das gerade Gegenteil ist von dem, was sie jetzt als Christen üben sollen. Ihr ganzes inneres und äußeres Leben soll umgewandelt und neugestaltet werden. Eben deshalb sind sie in die vom Herrn selbst gestiftete Erziehungsanstalt, die christliche Kirche, aufgenommen worden. Wie diese Kirche durch ihren Dienst am Wort und den Sakramenten, durch ihre kirchlichen Zeiten, Ordnungen, Sitten und Gebräuche für die christliche Erziehung und Heiligung unseres Volkes in der Heimat durch Gottes Gnade so Großesgeleistet hat, so soll unsere Missionskirche im Tamulenlande dasselbe leisten für das Tamulenvolk. Uns Missionaren liegt es ob, dafür zu sorgen, daß sie das nun auch wirklich leiste.

b) Die Kastenfrage und Pariabewegung.

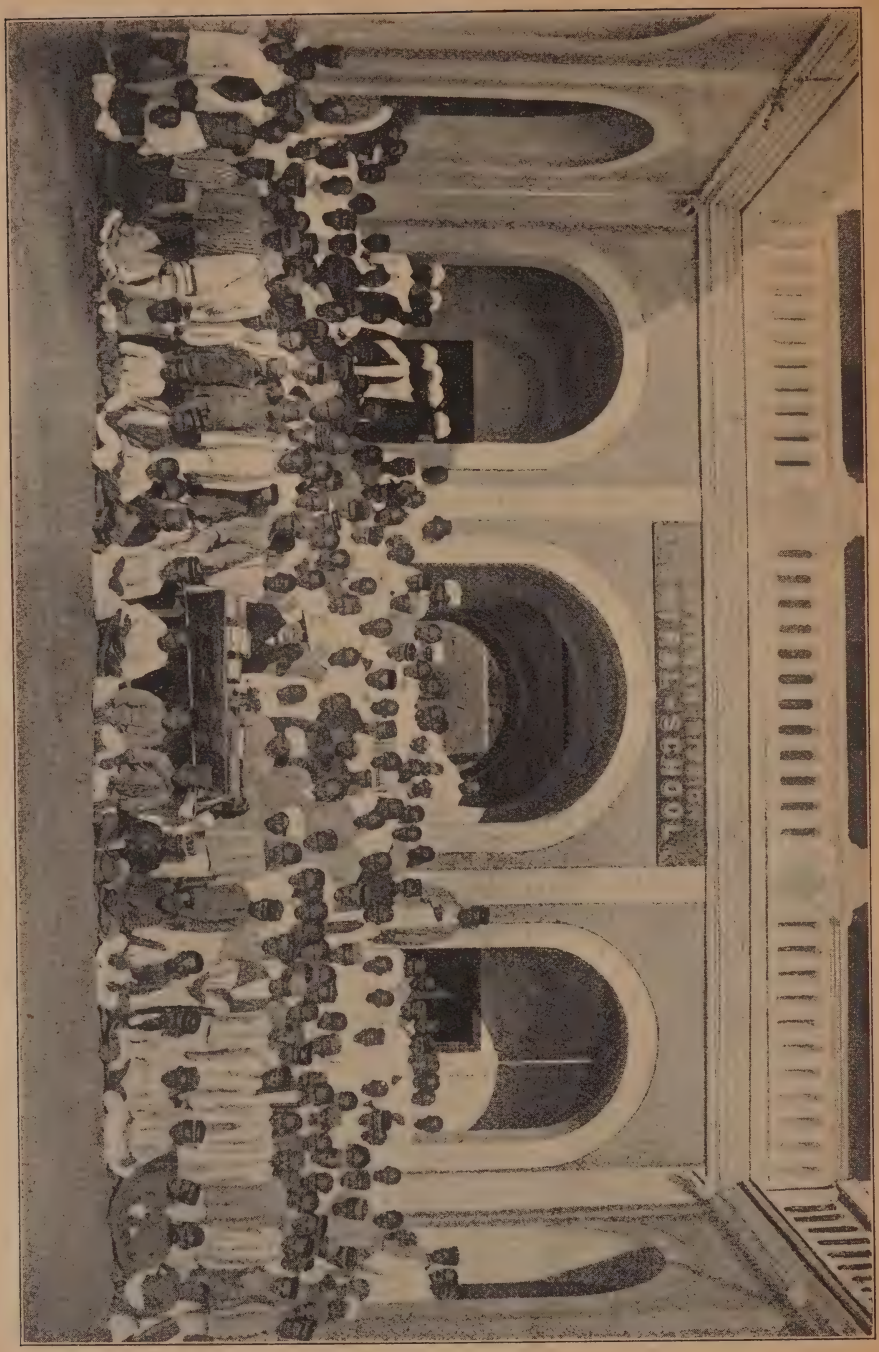
Mit der Erziehung unserer Christen sind zwei der wichtigsten und schwierigsten Fragen verknüpft: die Kastenfrage und die sogenannte Pariafrage. Wir sind keineswegs Freunde der Kaste. Im Gegenteil wünschen wir von ganzem Herzen, diesen Krebsschaden Indiens aus unsern christlichen Gemeinden ausgerottet zu sehen. Aber wir wollen den Weg nicht mitgehen, auf dem man in der Regel die Kaste zu bekämpfen sucht. Denn wir sind fortdauernd der Überzeugung, daß die indische Kaste nicht bloß eine religiöse, sondern auch eine bürgerliche Seite hat, ja daß sie von Haus aus eine bürgerliche Einrichtung ist, welche im Lauf der Zeit von den Vertretern der indischen Religion zu einer religiösen gemacht und mit religiösem Gepräge versehen worden ist, wie das ja auch sonst mit Sitten und Gebräuchen der Hindus geschehen ist. So ist mit der höheren Kaste eine höhere gesellschaftliche Stellung, eine Art Adel, verbunden. Und wir halten es weder für gut, noch für billig, die Christen höherer Kaste dieses rein bürgerlichen Vorzuges dadurch zu berauben, daß wir sie zwingen sollten, sich dieser Stellung zu entäußern und den niederen Kasten anzuschließen. Nicht dadurch suchen wir die Kluft zwischen den höheren und den niederen Kasten auszugleichen, daß wir die ersteren herunterziehen, sondern vielmehr dadurch, daß wir die letzteren zu heben suchen. So verhelfen wir z. B. unsern Parias zu einer guten Erziehung, wir verbessern ihre Lebenslage und machen ihre Stellung in der Gemeinde zu einer geachteteren. Und wir suchen dabei nicht an der Kaste gleichsam vorbeizuschlüpfen, indem wir unsern eingeborenen Christen etwa raten, unsere europäischen Sitten und Gebräuche anzunehmen, welche ihrem Wesen nach dem indischen Leben und der Umgebung, in der sie stehen, durchaus fremd sind. Vielmehr wünschen wir, daß unsere Christen die natürliche Gemeinschaft ihres Volkes nicht verlassen, sondern darin verbleiben, um ihm Licht und Salz werden zu können. Am allerwenigsten halten wir uns für berechtigt, unsern Christen gewaltsam neue Ordnungen aufzuzwingen, um sie zu nötigen, mit ihrer Kaste zu brechen. Wir können dies nicht thun und wir wollen es auch nicht; denn wir wollen nicht das zur Sünde machen und als

solche erklären, was nach Gottes Wort und der Übung der Apostel keine Sünde ist. Haben die Apostel des Herrn nicht durch ihr Machtwort z. B. die Sklaverei in den christlichen Gemeinden abgeschafft, sondern sie ruhig geduldet (Philemon; 1. Kor. 7, 20—23), so können auch wir mit gutem Gewissen in rein bürgerlicher Hinsicht äußere Kastenunterschiede in unsern Gemeinden weiterhin ertragen, ohne das äußere Aufgeben der Kaste zu einer unerläßlichen Bedingung für den Empfang der Taufe zu machen, wenn wir auch sonst die Kastenvorurteile unserer Christen oft recht übel empfinden.

Weit schwieriger ist es, sich mit der religiösen Seite der Kaste in der rechten Weise abzufinden. Aber wir halten sie für ein so tief sitzendes Übel, daß sie durch einige äußere Maßregeln weder überwunden, noch ausgerottet werden kann. Sie ist recht eigentlich der alte Mensch in indischem Gewande, und dieser hat nichts zu thun mit dem Haarzopf oder dem Essen oder mit der Kleidung; er hat seinen Sitz im Herzen und kann darum auch nur durch den Geist Gottes und das Evangelium überwunden werden. Daß wir indes keineswegs gewillt sind, unberechtigten Kastenansprüchen der Höhergestellten gegen ihre tiefer stehenden Brüder zu willfahren, zeigt z. B. die Art, wie wir die Pariafrage in unserer Zentralschule in Schiäli bereits von den ersten Anfängen dieser Anstalt an (1896) behandelt haben. Als damals unsere Brahmanenschüler forderten, wir sollten die 6 christlichen Pariaknaben entlassen, die mit uns von Trankebar übergesiedelt waren, zögerten wir keinen Augenblick, diese unbillige Forderung abzulehnen. Wir ließen lieber alle Brahmanenschüler — und diese bildeten zu der Zeit die Hälfte aller unserer Schüler — davonziehen und in einer im Gegensatz zu uns gegründeten Rivalschule Aufnahme finden, als daß wir unsere Pariachristen herabgesetzt und ihnen die Möglichkeit ihrer Ausbildung genommen hätten. Und wie haben sich die Verhältnisse weiter entwickelt? Nun so, daß die Furcht, die man früher vor der Berührung mit Parias hatte, in demselben Schiäli in stetigem Abnehmen ist, und daß die Brahmanen nichts mehr darin finden, nicht bloß in derselben Klasse, sondern sogar auf derselben Schulbank mit Parias zusammen zu sitzen!

Ein anderes Beispiel davon, wie wir die Kastenunterschiede behandeln, will ich aus Madura erzählen. Unsere dortige Mädchenschule besuchte außer lauter Sudramädchen auch ein armes Pallerkind. Anfangs saß letzteres nicht neben ihren Kameradinnen aus höherer Kaste, sondern etwas abseits in demselben Raume. So weh uns das that, wollten wir doch keine gewaltsame Änderung hierin herbeiführen und die übrigen Mädchen zwingen, ihre Kameradin unter sich aufzunehmen. Denn die Folge davon wäre doch nur ein großer Aufruhr nicht bloß in der Schule, sondern in der ganzen Gemeinde gewesen und ein unerträglicher Hochmut des Pallermädchens und ihrer Angehörigen. Wir ließen darum das Mädchen vorläufig sitzen, wo sie saß, aber bald hatten wir auch die Freude, eine Änderung der Dinge zu sehen. Die Kameradinnen rückten von selbst immer mehr und mehr an das Pallermädchen heran, und endlich saß diese nicht bloß dicht neben, sondern mitten unter ihnen.

Auch ein weiterer Fall aus Trankebar zeigt uns, wie es in



Die Schüler der Zentralschule in Schiaii

unserer Mission, wenn auch langsam, doch vorwärts geht mit dem Schwinden der Kastenunterschiede. Dort war es von altersher Sitte, daß beim heiligen Abendmahl die Männer und Frauen der Sudrakaste vor den Paria-Männern und Frauen an den Tisch des Herrn traten. Ohne irgend welche Anregung durch die Missionare haben indes die Christen daselbst von sich aus die Änderung getroffen, daß jetzt zunächst alle Männer, Sudra und Paria, und dann erst alle Frauen, Sudra und Paria, vortreten und im Kreise auf den Kniebänken um den Altar herum ihre Kniee beugen, um das Sakrament zu empfangen. Da diese Änderung ohne irgend welchen Zwang, nur durch das selbständige Vorgehen der eingeborenen Christen getroffen worden ist, ist darin auch ein um so größerer erfreulicher Fortschritt zu erblicken.

Was nun die Pariafrage betrifft, so wird deren Lösung durch ein Doppeltes erschwert. Einmal dadurch, daß eine Veränderung der Lage der Pariaklasse nicht wohl zu denken ist ohne eine durchgreifende Veränderung der ganzen indischen Gesellschafts-Ordnung, und sodann dadurch, daß die Paria im allgemeinen so schwach und charakterlos sind, daß sie nicht imstande sind, in der rechten Weise von dem Guten, wozu man ihnen zu verhelfen sucht, Nutzen zu ziehen und es dauernd festzuhalten. Indessen dürfen wir Missionare um deswillen nicht aufhören, auch an der Verbesserung ihrer ökonomischen und sozialen Lage zu arbeiten. Denn da diese Frage nur durch das Christentum oder mit anderen Worten nur durch die Hilfe der Mission gelöst werden kann, so sind auch die Missionare die natürlichen und oft auch einzigen wahren Freunde und Fürsprecher der armen Parias. Unter ihnen hat unsere Mission auch in den letzten Jahren wieder mehr und mehr Boden gewonnen, und der größte Teil unserer neubekehrten Christen gehört zu dieser Volksklasse. Sollen nun aber unsere Gemeinden und damit auch unsere tamulische Kirche nicht von diesen in immer größeren Scharen eindringenden jungen Pariachristen herabgezogen, sondern auf ihrer derzeitigen Höhe erhalten werden, so müssen diese in der rechten Weise erzogen werden. Und wenn wir auch keineswegs zu glauben wagen, diese schwere erzieherische Aufgabe auch nur annähernd schon gelöst zu haben, so arbeiten wir doch fleißig an ihrer Lösung. Daß wir aber in unserer Mission nicht bloß mehrere tüchtige, treue Parialehrer und Katecheten besitzen, sondern daß auch einer unserer besten eingeborenen Geistlichen gerade dieser Klasse angehört, beweist, daß die Parias bildungsfähig und für eine höhere Lebensstellung tauglich sind, und daß unsere Missionsarbeit auch in diesem Punkte nicht erfolglos gewesen ist.

c) Selbständigmachung der Gemeinden, Heidenpredigt, Schulwesen.

Eine andere wichtige Aufgabe für unsere pastorale Thätigkeit in der Mission, die in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr in den Vordergrund getreten ist, ist die Selbständigmachung unserer Gemeinden. Es kann nicht die Meinung sein, daß wir in Zukunft immer die Arbeit so fortsetzen, wie wir sie angefangen haben, indem wir europäischen Missionare selbst alle Gemeinden pflegen und aus

Missionsmitteln, die aus Europa gekommen sind, ihre Schulen und Kirchen bauen und alle ihre übrigen kirchlichen Ausgaben bestreiten. Im Gegenteil, es liegt im Interesse sowohl der Mission wie auch der Gemeinden, daß sie sobald als möglich mündig und selbständig werden, so daß sie auf eignen Füßen stehen und die Kosten ihres Kirchenwesens selbst tragen. Zwar hatte man in unserer Mission schon sehr früh dies Ziel ins Auge gefaßt und darauf hingearbeitet durch Heranbildung eines eingeborenen Lehrstandes und dadurch, daß man die Gemeinden daran gewöhnte, je nach ihrem Vermögen zu den Ausgaben der Mission beizutragen. Aber erst in den letzten 15—20 Jahren sind wir so weit gekommen, daß wir nicht nur eine allgemeine Gottesdienstordnung, sondern auch eine Gemeindeordnung mit einer alle drei Jahre wiederkehrenden tamulischen Synode bekommen haben. An dieser Synode beteiligen sich nicht nur alle eingeborenen Pastoren, sondern auch Deputierte von allen den reiferen Gemeinden, in denen die Gemeindeordnung mit dem Ältestenamt eingeführt worden ist. Von diesen Gemeinden sind einige so weit gekommen, daß sie seit einiger Zeit ihren Pastor aus eigenen Mitteln unterhalten, weshalb sie auch das Recht bekommen haben, ihren Pastor selbst zu wählen. Freilich sind wir noch sehr weit von unserem Ziele „einer selbständigen ev.-lutherischen Kirche im Tamulenlande" entfernt. Der Grund dazu ist aber gelegt, der rechte Weg dahin ist eingeschlagen, und es wird fleißig darauf hin gearbeitet.

Was unsere evangelistische Thätigkeit, die darauf ausgeht, Heiden für den Herrn zu gewinnen, betrifft, so ist auch diese Arbeit in mancher Hinsicht jetzt mit viel größeren Schwierigkeiten verbunden als vor 30 Jahren. Es sieht jetzt in Indien in vieler Beziehung ganz anders aus als damals. Die Stimmung der Eingeborenen und ihre Stellung zu den Europäern ist jetzt wenigstens teilweise eine andere. Wurden damals die Europäer und alles Europäische überschätzt, so ist jetzt beinahe das Gegenteil der Fall. Nicht einmal die hohen englischen Beamten nehmen jetzt den Eingeborenen gegenüber eine so imponierende Stellung ein wie früher. Die Eingeborenen sind eben durch die englische Schulbildung über alles viel besser unterrichtet und aufgeklärt als früher; infolgedessen sind sie sich ihrer Kraft, Begabung und Tüchtigkeit bewußt geworden. Ihr Selbstgefühl ist bedeutend gestiegen, und sie wollen jetzt nicht mehr sich zu allem, was die Europäer thun, stillschweigend verhalten, sondern mitreden, womöglich mit regieren. Eine gewisse nationale Strömung geht durchs Land und macht sich besonders unter den in den englischen Schulen ausgebildeten Hindus geltend, die schon deshalb Gegner der Missionare sind, weil sie in ihnen die Feinde ihrer alten nationalen Religion sehen. Können sie auch nicht alles in dieser Religion verteidigen, noch weniger rühmen, so ist diese doch die Religion ihrer Väter, einheimisch und indisch, wogegen das Christentum die Religion des Abendlandes und somit der Fremden ist.

Die Hindus sind in den letzten Jahren wie aus einem Schlafe erwacht und erkennen nun die Gefahr, die ihrer Religion durch die Arbeit der Mission im Lande droht. Deshalb sind sie auch mehr als früher darauf bedacht, nicht bloß ihre Stellung zu verteidigen, sondern

auch das Christentum anzugreifen. Seitdem sie die Litteratur des Unglaubens in Europa und Amerika kennen gelernt haben, sind sie auch besser gerüstet. Es wird jetzt von ihnen auch eine Gegenmission betrieben, indem sie auf fast allen Arbeitsgebieten der Mission, auf dem der Heidenpredigt, der Schriftenverbreitung und der Schulen uns entgegenarbeiten. Dies macht natürlich unsere Missionsarbeit an den Heiden, wenn auch nicht weniger hoffnungsvoll, so doch bedeutend schwieriger, und die Anforderungen, die an uns Missionare darin gestellt werden, haben sich sehr vermehrt. —

Unsere Tamulenmission hat sich von Anfang an dank dem Einfluß solcher Männer wie Graul, Hardeland, Harleß, Luthardt und ähnlicher durch große Nüchternheit ausgezeichnet. Ihre Leiter sind immer allem vorschnellen und unklaren Experimentieren (Versuchemachen), das ja von Missions-Enthusiasten nicht selten als Glaubensthat angesehen wird, abgeneigt gewesen und haben stets jedes Unternehmen erst recht geprüft und wohl erwogen, um dann mit sicherem Schritte auf das klar erkannte Ziel vorzugehen. An die alte Trankebarer Mission des vorigen Jahrhunderts anknüpfend, deren Thätigkeit sie wieder aufnahm, hat sie auf dem schon gelegten Grund weiter gebaut und ist in den alten Spuren fortgeschritten, indem sie wesentlich die Praxis der alten Väter beibehalten hat.

Trotz diesem ihrem konservativen Charakter hat es unsere Mission doch nicht ganz versäumt, sich der neuen Zeit und den Verhältnissen anzupassen und in der Missionsthätigkeit neue Wege einzuschlagen. Sie ist in ihrer Missionsmethode ein wenig mehr regsam, „angriffig" und vielseitig geworden. Während früher die Heidenpredigt und die Verbreitung christlicher Schriften der einzige Weg war, auf dem unsere Mission den Heiden das Evangelium brachte, ist in den letzten Jahren noch Senanamission dazu gekommen, nämlich die Arbeit christlicher Lehrerinnen unter heidnischen Frauen in ihren Häusern. Dadurch ists jetzt möglich geworden, auch diese, die weder Gelegenheit haben, Heidenpredigt zu hören, noch christliche Schriften zu lesen, mit der Heilsbotschaft zu erreichen.

Eine andere Erweiterung unserer Missionsthätigkeit zur Bekehrung der aufwachsenden heidnischen Jugend in Indien ist uns durch unsere Schulthätigkeit ermöglicht worden. Als ich in Indien ankam, wurde in den Missionskreisen daheim sowohl, wie unter den Missionaren draußen ein heftiger Kampf geführt in betreff der Schule als eines Mittels zur Evangelisierung der Heiden oder in betreff der Frage, ob es recht sei, von Missionsmitteln sogenannte englische Schulen auch für die heidnische Jugend zu gründen, um diese durch den christlichen Unterricht unter den Einfluß des Evangeliums zu stellen. Die Missionare der schottischen Freikirche hatten in den großen Städten Indiens damit einen Anfang gemacht. Sie hatten aber viel Widerspruch zu leiden, denn fast alle anderen Missionen und Missionare waren ihre Gegner in dieser Sache. Freilich wurde die Bedeutung der Schule auch bei uns damals anerkannt, aber wesentlich doch nur wegen der Erziehung unserer eigenen Christenkinder. Wenn damals auch viele Heidenkinder in unseren Schulen aufgenommen und in Gottes Wort

unterrichtet wurden, wie das z. B. in Madrás der Fall war, so hatten wir doch keine Schulen und noch weniger höhere Schulen ausschließlich oder doch vorwiegend für Heidenkinder, wie jetzt z. B. in Pudukōtei, Wūlupuram und anderen Orten. Der damalige Schulstreit ist jetzt völlig beigelegt, indem alle größeren Missionen ohne Ausnahme (also auch unsere) die Errichtung von Schulen als ein Missionsmittel gutgeheißen und angewendet haben, weil dies eben der beste und einzige Weg ist, den intelligenten und einflußreichen Teil der Bevölkerung von Jugend auf unter den Einfluß des Evangeliums zu bringen.

Die Früchte dieser Schulthätigkeit sind nicht gering, wenn sie auch nur höchst selten in der Bekehrung und Taufe heidnischer Schüler zu Tage treten. Der Sauerteig des Evangeliums wird aber in den Schulen in sehr wirksamer Weise unter das Volk gebracht und trägt dazu bei, eine stille, wenn auch langsame Durchsäuerung des Volkslebens hervorzurufen. Nicht wenige Heidenschüler, die in christlichen Schulen ausgebildet worden sind, haben, wenn sie auch nicht getauft worden sind, doch einen tiefen Eindruck vom Evangelium bekommen und sind, wenn auch nur heimlich, doch in ihren Herzen Christen, und die Zahl dieser heimlichen Christen in Indien ist jetzt jedenfalls viel größer, als sie damals vor 30 Jahren war.

Ein solcher heimlicher Christ ist mir auch in Schiāli bekannt geworden: der jetzige Munsif (Unterrichter), ein vornehmer, hochgebildeter Brahmane. Von Haus aus sehr orthodox, hat er durch den christlichen Unterricht, den er in einer Missionsschule in Madrás erhalten hat, durch Lesen und Studieren christlicher Bücher und intimen Verkehr mit Missionaren nicht nur eine sehr gute christliche Erkenntnis bekommen, sondern ist auch von der Wahrheit des Evangeliums völlig überzeugt worden. Und dieser seiner Überzeugung gemäß lebt er auch: er hält sich von allem Götzendienst fern, trägt kein Heidenzeichen, macht keinerlei heidnische Zeremonien mit, besucht keinen Tempel, sondern bekennt den Herrn Jesum, den er von Herzen lieb hat, durch Wort und Wandel. Seine Frau, die anfangs eine bigotte Heidin war, hat er allmählich gewonnen, so daß sie jetzt ganz mit ihm übereinstimmt. Beide erziehen ihre Kinder soviel als möglich nach christlichen Grundsätzen. Die vielen verwandtschaftlichen Bande aber und die Rücksichten auf das Wohl und Fortkommen seiner Kinder halten ihn davon zurück, sich durch die Taufe auch öffentlich als Christ zu bekennen. Er selbst hat mir gesagt, daß es viele Hindus giebt, die so zum Christentum stehen wie er. —

Die Veränderungen in unserer Mission und die Entwickelung derselben in diesen 30 Jahren sind also im großen und ganzen ermutigend und hoffnungerweckend. Deshalb schließen wir mit den Worten des Apostels (1. Cor. 15, 58 u. 57): „Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn; sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum.“

Verlag der Ev.-Luth. Mission zu Leipzig,

Hohestraße 7, part.

Palmzweige aus dem ostindischen Missionsfelde: Kleine Serie Nr. 1—15 mit 16—20 Seiten Text, hübscher Titelvignette und Umschlagsbild à 5 Pf.
I. Sammelband (Nr. 1—12) zusammen in geschmackvollem Einband Mk. 1.—
Große Serie (Nr. 1—16) mit 17—40 Seiten Text, Titelvignette und mehreren Bildern à 10 Pf.
I. Sammelband (Nr. 1—6) zusammen in geschmackvollem Einband Mk. 1.20
II. Sammelband (Nr. 7—12) Mk. 1.20.
Diese kleinen Schriften eignen sich besonders zum Verkauf bei Missionsfesten und zum Verteilen in Kindergottesdiensten und Schulen.

Überblick über das Gebiet der Evangelisch-Lutherischen Mission im Tamulenlande. Von Miss. Handmann. 64 S. Mit 17 Bildern und 1 Karte. 40 Pf.

Lebensbilder aus der Halleschen Mission: Chr. W. Gericke, Missionar in Kudelur und Madras. 32 S. Mit 2 Bildern. 25 Pf.

Chr. Th. Walther und seine Zeit. 32 S. Mit 2 Bildern. 25 Pf.

Chr. Fr. Schwartz, Der Königspriester von Tandschaur, 61 S. mit 11 Bildern 50 Pf.

Spuren Immanuels in der Geschichte der luth. Tamulenmission von Miss. Handmann. (Kurzer Überblick ihrer Geschichte.) 24 S. Mit 2 Bildern. 10 Pf.

Land und Volk der Tamulen und die Missionsarbeit unter demselben. Von Miss. Gehring. 64 S. Mit 16 Bildern und 1 Karte. 2. verm. Aufl. 50 Pf.

Die Marawer-Aufstände in Madura und Tinnewelli. Ein Beitrag zur Kenntnis südindischer Zustände. Von Miss. Schad. 20 Pf.

Der Kampf der Geister in Indien, eine Studie zur Beleuchtung der religiösen Entwicklung Indiens in neuester Zeit. Von Miss. Handmann. 1 Mk.

Indische Lotosblumen Nr. 1. **Besuche in den Frauengemächern in Madura.** Von Ester Peterson, Missionslehrerin. 10 Pf.

Unter den Palmen. Im Lande der Sonne. Von Miss. em. Baierlein. 335 S. Mit 5 Bildern. Preis: Gebunden in elegantem Leinenband 3 Mk.

Bilder aus der Ev.-luth. Mission zu Leipzig. I. Die Mission in Ostindien. 1. Heft. 12 Blatt mit erläuterndem Text, gebunden 1 Mk.

Kleine Missionsagende. Eine Sammlung alter und neuer Gebete für die Mission. Von E. Körner, Domprediger in Meißen. Geh. 75 Pf. Geb. Mk. 1.20.

Kleine Missionsbüchsen von Pappe, verschlossen mit Siegelmarken. 10 Pf. Wiederverschluß geöffneter Büchsen erfolgt durch Amtssiegel eines mit der Sammlung von Gaben Beauftragten, oder durch neue vom Missionshaus zu beziehende Siegelmarken.

Ev.-Luth. Missionsblatt. Jährlich 24 Nrn. 1—1½ Bogen, illustriert Mk. 1.20
Das Evangelisch-Lutherische Missionsblatt wird am besten in der nächsten Buchhandlung bestellt für Mk. 1.20 jährlich. Von der Post bezogen kostet es Mk. 1.50 (ohne das an den Briefträger zu entrichtende Bestellgeld); bei direktem Bezuge von unserem Verlage in Leipzig: Mk. 1,20, dazu für Porto im deutsch-österreich. Postgebiet 50 Pf. bei monatlicher und 80 Pf. bei vierzehntäglicher Zusendung; bei Bezug von mehreren Exemplaren verringert sich das Porto.

Die Kleine Missionsglocke. Monatlich 1 Nummer. Preis jeder Nummer 1 Pfennig excl. Porto. Von 100 Ex. ab portofrei. —

Missionsfreunde, welche uns in der Verbreitung der Missionsschriften u. s. w. unterstützen wollen, bitten wir, eine Kommissionssendung zu bestellen. Wir verpflichten uns zur Tragung aller Portoauslagen und Zurücknahme der nicht-abgesetzten Schriften.

Verlagsverzeichnisse und Probenummern unseres Missionsblattes und der **„Kleinen Missionsglocke"** werden auf Wunsch gratis und portofrei übersandt.

Die schwedischen Missionare Sandegren und Bexell mit ihren Gehilfen.
Im Hintergrunde Gebäude des Stationsgehöfts in Madura.

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.